

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

94.

Donnerstag, am 23. October 1845.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der silberne Schlüssel.

Novelle von J. Kurbi.

„Wie? Morgen?“ rief Ottilie entzückt, ihre freudfunkelnden Augen unverwandt auf einen erbrochenen Brief gerichtet, den sie in der Hand hielt, „morgen!“ und immer mehr verklärten sich ihre Züge beim eifrigen Lesen. Jetzt war sie fertig. Wie strahlten ihre Blicke! wie pochte ihre Brust! — Noch stand sie unbeweglich und konnte das Auge nicht abwenden von dem theuern Blatte; wiederum las sie es, und noch einmal, und eine Zähre der Freude hing an ihren Wimpern. Was konnte der Brief so Erregendes enthalten? werden meine schönen Leserinnen fragen, und ich weise nur, um ihnen den Zustand Ottiliens begreiflich zu machen, auf sie selbst hin; denn welche Schöne ist nicht vor Entzücken schier vergangen, als ihr nach schwerer, thränenvoller Trennung von dem Geliebten, der erste Brief des Theuren zukam? — Gewiß Manche hätte, wie

jetzt Ottilie, Thränen auf das holde Blättchen geweint, auf dieses Blättchen, voll der zärtlichsten Grüße und Huldigungen, voll der innigsten Wünsche, voll der treuesten Schwüre, gewürzt mit schwärmerischen Phantasten, und dies Alles in einer Sprache, in welcher sich die glühendste Liebe und hinreißendste Leidenschaft abspiegelt. — Ottilie nun faltete endlich das Billet zusammen, drückte zärtlich ihre rothigen Lippen darauf und hüpfte frohlockend aus dem Zimmer. Schnell eilte sie die Treppe hinab in den Garten, wo ihre Freundinnen bei ihrer Schwester in der schattigen Jasminlaube saßen.

„Er kömmt! er kömmt!“ rief sie schon von Weitem den jungen Damen entgegen, die eben bei einer Tasse Thee sich mit Tarospielen die Zeit kürzten.

„Wer?“ fragte Emilie, die Tochter des Barons von St***, die dicht am Eingange der Laube saß.

„Der Bube!“ bemerkte Bertha, Ottiliens Schwester, eifrig mit dem Spiel beschäftigt, in welchem sie die Bank hielt.

„Der Bube?“ fiel ihre Nachbarin, die reizende Tochter des Grafen von Fels ein, „über die bösen Buben! schon das fünfte Mal, daß ich's mit dem Buben verliere! Ich habe nun einmal kein Glück mit den Buben!“

„Aber so hört doch!“ sagte Ottilie ungeduldig, „er kommt!“

„Wer? Wer?“ so schallte es neugierig aus jedem Munde.

„Nun Er!“ erwiderte die Glückliche.

„Der Student?“ fragte Emilie.

„Herrmann?“ forschte Bertha.

„Der junge Helmich, des Bürgermeisters Sohn?“ erkundigte sich die junge Gräfin.

„Ja, er!“ —

„Und wann?“ —

„Morgen schon. Eben habe ich den Brief erhalten.“ —

„Ein Brief von ihm?“ rief Emilie und ergriff Ottiliens Hand, „o, den wirst Du uns mittheilen! Was schreibt er? Wie geht es ihm?“

„Mittheilen? Nun ja, so weit es in Eurem Interesse liegen kann,“ antwortete Ottilie.

„Er muß viel Schönes enthalten,“ bemerkte die junge Gräfin, „denn Dein Gesicht glänzt ja wie die junge Sonne.“

„Er hat ausstudirt, schreibt er, und wird eine geraume Zeit hier in N**** bleiben.“

„O, das ist schön! das ist herrlich!“ riefen Alle aus einem Munde.

„Ich habe ihn so gern um mich,“ sagte die Gräfin.

„Er ist ein so gebildeter junger Mann, ein so guter Gesellschafter,“ setzte Bertha hinzu.

„Und ein so treues Herz,“ sagte Emilie, indem sie ihr Köpfschen mit schelmischen Lächeln zu Ottilien hinbog, „nicht wahr, Liebe?“

Ottilie erröthete leise und blickte ihre Freundin halb zürnend an, als wollte sie dieselbe für ihre Bemerkung strafen. Diese aber drückte ihr warm die Hand und bat wiederum um den Brief. Jene wollte Etwas erwidern, als Tritte auf die Laube zu rauschten und der Rittmeister von Hofheim — so hieß Ottiliens Vater — mit seinem jungen Günstling, den Herrn von Gerstenberg, zu den Damen traten und sie zur Tafel einluden. Der Rittmeister ergriff den Arm der Gräfin und

der junge Gerstenberg bot den seinigen der schönen Ottilie an; so brach denn die Gesellschaft auf und wanderte durch die laubigen Gänge des Gartens dem schönen Häuschen zu, das der Rittmeister für diesen Sommer bezogen hatte.

Es war dieser ehemalige Rittmeister ein Mann von bedeutendem Vermögen, denn er war im Besitz mehrerer Rittergüter, welche er durch tüchtige Männer verwalten ließ. Er war ferner von altem Adel, worauf er auch nicht wenig stolz war, und stand mit vielen Grafen, Baronen und anderen angesehenen Edelleuten in Berührung. Dieser sein Adelsstolz bewirkte, daß er sich gegen Fremde und Bürgerliche meist sehr zurückhaltend und streng zeigte; wer ihn aber im Kreise seiner Bekannten sah, hätte ihn kaum wieder erkannt, so leutselig, so gesprächig und lustig, ja ausgelassen war er. Und in der That war er auch nicht so finster und stolz, als ein Fremder auf seinem Gesichte lesen mußte; das empfanden die, welche mit ihm in nähere Berührung traten, zu ihrem Behagen. So konnte seine Bedienung Güte und Sanftmuth des Rittmeisters nicht genug loben, und wer ihn im Umgange mit dem jungen Gerstenberg nur etwas scharf beobachtet hätte, konnte bemerken, wie er sich von diesem am Zügel leiten ließ. So war nun das Wesen des Herrn Rittmeisters. Im Allgemeinen zeigte er sich gegen Alle freundlich, die ihm demüthig und bescheiden entgegen traten, auf die er also herabblicken konnte; wurden aber die Verdienste eines bürgerlichen Mannes gerühmt, so warf er stolz sein Haupt zurück, sprach wenig und stets nur verächtlich. — Er hatte schon vor ungefähr zehn Jahren seine Gattin verloren, und es schmerzte ihn sehr, daß sie ihm nur zwei Töchter und keinen Sohn hinterlassen, er also der Letzte seines Stammes war. Deshalb trachtete er danach, seine Töchter wenigstens nur an hohe Edelleute zu verheirathen. Er selbst war ein Funziger.

Was seinen Günstling, den Herrn von Gerstenberg betrifft, so war dieser ein Jüngling von zwanzig Jahren, schön und wohlgebaut, und schon geeignet, manches Mädchenauge auf sich zu ziehen. Die jungen Damen, die wir eben auf ihrem Wege zu des Rittmeisters Sommerhäuschen verlassen haben, urtheilten über ihn, daß er sehr

geistreich und witzig sei, und daß er mit seinen drolligen Einfällen und lieblichen Scherzen auch eine niedergeschlagene Gesellschaft aufzuheitern vermöge. Uebrigens suchte er gern die Einsamkeit, und Ottilie wollte in ihm einen Zug von düstrier Melancholie zuweilen bemerkt haben. Der Rittmeister hatte ihn auf einer Reise in die Schweiz kennen gelernt, und er hatte nun bei jenem das unbeschwerliche Amt, die Verwalter jener Güter zu revidiren.

Uebrigens müssen wir noch erwähnen, daß N**** in einer Gegend liegt, deren Bewohner durchaus katholischen Glaubens sind, so wie denn auch der Rittmeister mit seiner Familie streng katholisch war.

Kehren wir nach dieser nöthigen Excursion zu unserer Gesellschaft zurück. — Die Tafel war beendigt, die Speisen abgetragen, und man unterhielt sich von Diesem und Jenem, indeß der Rittmeister den Burgunder- und Champagnerflaschen wacker die Gälse brach.

„Bitte!“ nahm die junge Gräfin das Wort, „Herr von Gerstenberg, bitte, erzählen Sie uns etwas aus ihrem Reiseleben.“

Der junge Gerstenberg lehnte den Antrag bescheiden ab, entschloß sich aber endlich, als man von allen Seiten in ihn drang, der Bitte Gehör zu geben. Nach einem kräftigen Zuge aus dem Champagnerglase, das gefüllt vor ihm stand, hob er an:

„Als ich mich in K* aufhielt, trug sich daselbst ein Vorfall zu, der auf mich einen tiefen Eindruck gemacht hat; möge er geeignet sein, Ihr Interesse genügend in Anspruch zu nehmen. — Ich war kaum durch einige Straßen gegangen, als mir ein Leichenzug entgegen kam. Der Glanz desselben verrieth mir, daß er einer vornehmen Person galt, und ich erfuhr auf meine Erkundigungen, daß die Tochter des Rathes K. plötzlich am Schlagfluß gestorben sei, und jetzt solle ihre feierliche Beisetzung in das Leichengewölbe stattfinden. Ich wohnte derselben bei. — Am folgenden Tage murmelte das Volk auf allen Gassen, die Todte habe keine Ruhe im Grabe finden können und sei wieder auferstanden. Als ich diesen Umstand auch in vornehmen Circeln bespre-

chen hörte, zog ich nähere Erkundigungen ein und erfuhr Folgendes:

Der Todtengräber, in dessen Händen sich die Schlüssel zu jenem Gewölbe befanden, war in den drückendsten Umständen; er hatte Weib und Kinder und eine Schwester, die er ernähren mußte. Nun hatte er bemerkt, daß jene Todte einen goldenen Diamantring am Finger hatte, und er faßte den Entschluß, sich jenen zuzueignen. Zwar wollte es ihm lange nicht zu Sinne, die Todten in ihrer Ruhe zu stören, denn er soll sonst ein sehr rechtschaffener Mann gewesen sein. Was konnte aber ein Ring der Todten nützen? War das nicht eine gewaltige Verschwendung? Solches und Aehnliches bedachte er bei sich, und brachte er nun seine dürftige Lage in Anschlag, so glaubte er hinlängliche Motive zu diesem Schritte zu haben. Um Mitternacht ergriff er eine Blendlaterne und begab sich in die Gruft. Nebend und immer noch mit sich selbst im Kampfe durchwandelte er die Reihen der Särge und stand nun vor dem letzten. Er faßte sich ein Herz und hob den Sargdeckel ab; da blitzte ihm im Scheine der Laterne der Diamantring entgegen. Schnell wollte er ihn vom Finger ziehen — es ging nicht; der Finger war geschwollen. Was sollte er nun anders anfangen, als den Finger abschneiden? Er faßte das Messer, mit seiner Linken die Hand der Todten, setzte das Messer an — und die Hand zuckte. Hestig erschraf er — das Messer entfiel seiner Hand — er wollte fliehen — die Hand der Todten hatte sich, als er das Messer angelegt, krampfhaft geschlossen und hielt seine Linke fest gepackt. — Mit wahrer Hölleangst mühte er sich ab, loszukommen. Endlich gelang es ihm — wie wahnsinnig stürzte er der Thür zu — in seiner Wohnung angekommen, stürzte er ohnmächtig nieder. — Am andern Morgen fand ihn seine Frau noch bewusstlos am Boden liegen, es gelang ihr aber, ihn wieder zu sich selbst zu bringen. In wenig Worten erzählte er den Vorfall. Sein Weib fand die Gewölbthür noch offen; die Todte aber war verschwunden.

Als nämlich der Todtengräber das Messer ansetzte, erwachte die Todte aus ihrem Starrkrampf und schleppte sich nach einigen Minuten durch die offene Gewölbthür zur Wohnung ihres Vaters, wo sie

zwar anfangs den heftigsten Schrecken erregte, der sich aber bald in Freude und Entzücken umwandelte.“

Damit schwieg der Erzähler.

„Schrecklich!“ bemerkte die Gräfin seufzend. Die Uebrigen schwiegen und athmeten noch ganz beklommen. Nach einiger Zeit nahm die Baronin das Wort und erzählte eine ähnliche Begebenheit von einem Scheintodten; dann kam die Rede allgemein darauf, wie schrecklich es sein müsse, im Grabe zu erwachen. Endlich brach man auf, da es schon längst Nacht geworden war. Der Rittmeister ließ seine Gäste nach Hause fahren.

Ottillie hatte eben ihren Freundinnen eine gute Nacht gewünscht und stand noch in der Thür des Hauses. Es war so still und heimlich da draußen; sanfte Winde wehten um ihre Wangen, im Städtchen flimmte noch hier und da ein Licht, und die Heimchen zirpten durch die Nacht. Sie richtete ihre Blicke zum gestirnten Himmel und gab sich eben den Gedanken an ihren Liebsten hin, als die Thurmuhre mit lauten Schlägen elf verkündete. Eben wollte sie in das Zimmer zurückkehren — da stand eine dunkle Gestalt mit einer Blendlaterne vor ihr. Hestig erschrak sie, und fast wäre sie umgesunken, als sie beim Scheine der Laterne eine alte Frau mit gekrümmtem Rücken und widrigem Antlitz erkannte. Wie grelle Blitze flimmten ihre Augen und die ungeheure Nase ragte über das spitze Kinn hinweg. „Gott grüß Euch, Jungfrau!“ sprach sie mit hohler Stimme zu der Erschrockenen, die sich bekreuzte, „bebt nicht, sondern hört an, was ich Euch verkünden will.“ Und nun sagte sie mit wahrem Geistertone:

„Rehrt der Liebste Dir zurück,
Bringt er weder Freud' noch Glück;
Silbern Schlüss'lein bringet ihn
Zu der losen Buhlin hin;
Mäuschen huschet in die Falle,
Teufel holt die Keger alle.“

Damit wandte sie sich um und ging. Ottillie aber starrte ihr nach und sah, wie sie plötzlich verschwand.

Der Rittmeister saß mit dem jungen Gerstenberg beim Frühstück und ließ sich die **sche Zeitung vorlesen.

„Dem Priester Konge sind beim Berühren der Hostie die Finger abgefallen,“ las der junge Gerstenberg.

„Wahrhaftig?“ rief der Rittmeister aus.

„Lesen Sie selbst.“ —

„Nun dacht' ich's doch, daß unser lieber Herrgott den Frevel nicht würde ungerochen lassen!“ fuhr der Rittmeister fort, als er den Bericht selbst gelesen und wieder gelesen hatte. „Kann dem treulosen Keger auch gar nichts schaden!“

„Was soll aus der Menschheit werden,“ fügte Gerstenberg hinzu, „wenn nicht der Staat bald dem losen Treiben Einhalt thut? Hier lese ich wieder, daß sich mehrere Gemeinden der Keger gebildet haben.“

„Hole der Henker die Abtrünnigen!“ fiel der Rittmeister ein, indem er zürnend mit der geballten Hand auf die Tafel schlug, daß die Gläser klirrten, „dächten Alle, wie ich, so wäre das Pack schon längst mit eisernen Besen aus dieser Welt in's Fegfeuer gekehrt!“

„Wenn die Suite der Keger so reißend zunimmt, haben wir eine zweite Reformation, einen zweiten dreißigjährigen Krieg zu befürchten,“ meinte der junge Gerstenberg.

„Möchte sich auch wohl wieder ein Gustav Adolph aus dem Nachbarlande einmischen; aber der heilige Papst wird ihnen die Wege schon weisen!“ Mit diesen Worten sprang der Rittmeister auf, und hatte sie mit solchem Eifer gesprochen, als hätte der Papst schon in die Kriegsdrommete gestossen, und rotte sich der katholische Adel schon zu einem Heerhaufen zusammen.

Wir verfolgen die Schmäherei nicht weiter, die der Rittmeister in seinem Religionseifer gegen die von der römischen Kirche Abgefallenen austieß; wir erkennen hieraus schon hinlänglich, wie derselbe gegen die Letzteren gefinnt war.

War nun der Rittmeister ein eingefleischter Katholik, so wird es Niemanden befremden, daß er auch seine Tochter im strengen Katholicismus erzog; der Herr von Gerstenberg aber machte sich beim Rittmeister schon dadurch beliebt, daß er sich recht angelegen sein ließ, seine Anhänglichkeit

an den Papst und die römische Kirche so oft als möglich zu zeigen.

Der Rittmeister mochte noch einige Zeit mit seinem Günstling disputirt haben, als die Thür aufging und Ottilie hereintrat, ihrem Vater den Morgengruß zu bringen. Sie hatte heute etwas mehr Sorgfalt, als sonst, auf ihren Anzug verwandt, und sie sah in dem blauseidenen Kleidchen recht lieblich aus; aber sie wäre wohl noch viel reizender gewesen, wenn ihre Blicke und Züge etwas mehr mit dem Anzug harmonirt hätten. Gewiß! Niemand, der sie in's Gesicht schaute, hätte darin lesen können, daß sie heute die Rückkehr ihres Geliebten erwartete. Sie sah ungewöhnlich blaß aus, und in ihrem Wesen zeigte sich eine auffallende Schüchternheit und Aengstlichkeit, welche zu verbergen ihr nicht gelingen wollte. Sie hüpfte auf den Vater zu, bot ihm einen guten Morgen, küßte ihn und erkundigte sich, wie er geschlafen habe.

„Danke, Töchterchen! recht gut, recht schön! — aber Du siehst ja heute so blaß und trübe aus, als hättest Du die ganze Nacht durchwacht. Bist Du nicht wohl, mein Kind?“

Ottilie strengte sich an, so heiter als möglich zu erscheinen; aber da dem Vater ihre Unruhe nicht entging, gab sie leichte Unpäßlichkeit vor. Uebrigens nahm sie die erste Gelegenheit wahr, unbemerkt wieder aus dem Zimmer zu kommen, denn sonst würde sie wohl der Vater den ganzen Morgen über nicht von seiner Seite gelassen haben. Eilig ging sie in den Garten und setzte sich schweigend in einen Winkel der schattigen Laube. Jetzt warf sie einen stehenden Blick zum Himmel, während sie mit der Hand in ihren Busen griff und den theuren Brief hervorzog, und eine heiße Thräne rollte über ihre Wangen.

„Heute wollte er kommen,“ sagte sie dann leise, indem sie den Brief entfaltete und überlas, „o, wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen ist! — Was wollte die häßliche Frau gestern Abend? O, sie hat mich die ganze Nacht nicht schlafen lassen! immer stand sie vor mir mit ihrer langen Nase und den häßlichen Augen, und wenn ich auf ein paar Minuten entschlummerte, erschien sie mir in den fürchterlichsten Träumen! — Und was sagte sie mir, die Alte? — Was hatte ihre

Rede zu bedeuten? Woher wußte sie, daß ich einen Geliebten habe, was doch selbst mein Vater nicht weiß und das ich nur einer Freundin anvertraut habe? Und was sollte dieser prophetische Ton? — Sagte sie mir nicht ein Sprüchlein? Unglück sollte es mir bringen — von Untreue sprach sie — von Kezern — ach, heilige Jungfrau! wem sollte nicht das Hirn zerspringen an meiner Stelle? Ist er mir untreu geworden? Hat eine Andere sein Herz gefesselt? — Aber nein! solcher Lücke halte ich meinen Herrmann nicht fähig! schwört er mir nicht hier in diesem Briefe seine Liebe und Treue zu?“ Also redete mit sich die arme Ottilie, und strengte sich umsonst an, sich die gestrige Erscheinung zu erklären.

War es wirklich eine Botin höherer Mächte, oder hatte sie bei Tisch ihr Glas zu oft geleert, und war diese Hexe bloß ein Bild ihrer erhitzten Phantasie?

Dieses Letztere schien ihr große Wahrscheinlichkeit zu haben.

Wir bemerken, daß Ottilien durch ihre Erziehung ein bedeutender Hang zum Aberglauben eingepflanzt war. Ferner hatten die Gespenstergeschichten ihrer Amme, die sie jetzt noch gern hörte, ihr bei einer lebhaften Phantasie eine gewaltige Furcht vor Geistererscheinungen eingeflößt, an die sie steif und fest glaubte, und welcher Glaube namentlich von Seiten des jungen Gerstenberg nicht gemildert wurde, der eben so abergläubisch zu sein schien. Dem Vater endlich hing ebenfalls eine gute Portion Aberglaube an, und er behauptete, daß ihm seine Gattin nach dem Tode öfters erschienen sei. Daher darf es uns nun nicht groß Wunder nehmen, wenn wir Ottilien über diese Erscheinung so geängstigt sehen. —

Es war indeß ein schöner Morgen. Der Himmel prangte im reinsten Blau und die Sonne blitzte durch das frische Grün der Bäume, welche die Laube umstanden, und die Thautröpfchen an den Halmen glänzten wie Demanten. Der Springbrunnen plätscherte melodisch und die Strahlen der Morgensonne brachen sich in ihm zu Regenbogenfarben. Lieblich sangen die Vögel in den Zweigen, geschäftig summten die Bienen und bynte Schmetterlinge gaukelten um die duftenden

Blumen. Eine frische Kühle wehte durch den Garten, und Ottilie fühlte deutlich, wie wohl sie gethan hatte, dem Zimmer zu entschlüpfen. Freier athmete ihre Brust und ihre trüben Blicke klärte bald der heitere Morgen wieder merklich auf. Als nun endlich der Graf von Fels mit seiner Gemahlin, vom Rittmeister und dem jungen Grafenberg geleitet, hinter den Bäumen hervortraten, schien sie den gestrigen Vorfall ganz vergessen zu haben.

So ist nun einmal das jugendliche Gemüth! Ein kleines Wölkchen an ihrem Himmel ist hinreichend, die Sonne des Frohsinns zu verhüllen; aber auch ein leiser Zephyr weht das Rebelwölkchen wieder auseinander.

Der Graf war gestern von einer Reise nach Wien zurückgekehrt und stattete dem Rittmeister heute seine Visite ab. Dieser nun wußte so viel Neues und Schönes zu erzählen, daß Ottiliens Ohr ganz am Munde des Grafen hing und sie sich Mittags gestehen mußte, daß ihr der Morgen erstaunlich schnell hingeschwunden sei.

Es ist Abend. Wir befinden uns in einem kleinen Zimmer, wie es scheint, einer Studirstube. Denn da steht ein Pult und eine kleine Bibliothek in einem Glasschrank. Auf dem Tische brennt eine Kerze und vor ihr steht eine männliche Gestalt, einen Brief in der Hand. Sie wendet uns den Rücken zu, so daß wir sie schwerlich erkennen werden. Sie ist eifrig mit dem Lesen beschäftigt. Jetzt scheint der Unbekannte mit dem Lesen fertig, denn er richtet sich empor; aber seht! seine Fäuste ballen sich, er wirft das Blatt zur Erde und schlägt so heftig mit der Faust auf den Tisch, daß der Leuchter umstürzt und die Kerze erlischt. Zwar sehen wir ihn jetzt nicht mehr, aber seine hastigen Schritte, mit denen er das finstere Zimmer mißt, verrathen seine Aufregung. „Ha!“ ruft er aus, „er liebt sie! er liebt sie! — aber es soll ihm nicht gelingen! Meinen Kopf verpfände ich, — es soll ihm nicht gelingen! — Ha! Mosje Helmich! noch brennt die Narbe auf meiner Brust, die Du mir schlugst, als wir in X** studirten — aber ich will sie rächen! Bei der heiligen Jungfrau und bei St.

Peter — ich will sie rächen! — Ha! nicht umsonst will ich Jesuit geworden sein!

Er ist, wie ich aus sichern Quellen weiß, zur neukatholischen Secte übergetreten; ha! Keger! Du legst Dir selbst einen Stein in den Weg, den Du nicht überspringen wirst, ohne den Hals zu brechen! Was Ottilien betrifft, so will ich sie schon einrichten; sie ist mir gewogen — ich leite sie erst nach meiner Willkühr — meinen Rath achtet sie — sie hat mich gern um sich — es soll mir nicht schwer werden, ihr alle Geheimnisse zu entlocken. Heute wollte er kommen er muß Hindernisse gehabt haben . . . ganz schön . . . aber er darf auch in den nächsten vier Wochen noch nicht kommen . . . in der Zeit habe ich sie gewonnen. Ha! ich will Dir in den Weg treten, Bube! ich will mir ihre Liebe mehr und mehr erwerben — will ihr mein Herz öffnen, meine Liebe entdecken — und bei der heiligen Jungfrau! ich will sie auch heimführen! Und wer ist mein Rival? Ha! ein Bürgerkind, der Sohn des Bürgermeisters! Ha! in seinen Adern rollt gemeines Blut, während in den meinen edles, altadliges rollt — und ich sollte ihm nachstehn? Er sollte sie heimführen? — Nimmermehr!“

Jetzt wird er sich entfernt haben, denn die Thür wird heftig zugeworfen und wir hören die Tritte des Unbekannten über den Saal hinschallen.

Ottilie war nach Tische in den Garten geeilt, die Rückkehr des Geliebten dort abzuwarten. Wie schlich ihr die Zeit so langsam dahin, wie harrete sie so sehnlich von Stunde zu Stunde! Als aber die Sonne sich ihrem Untergange neigte, und er noch nicht erschien, kehrte ihre ganze Sorge und Angst zurück. Sie sandte öfters Boten zum Bürgermeister, denn dessen Sohn war Herrmann Helmich, und ließ sich erkundigen, ob er noch nicht angekommen sei, aber immer kehrten jene mit trauriger Botschaft zurück. Da wurde das Antlitz Ottiliens immer trüber und trüber, und die alte Amme wollte bemerkt haben, daß sie im Stillen weine. Von neuem trat der Armen das

Bild der Hexe vor die Augen, und sie gedachte der Unglücksdrohung. Immer mehr wuchs ihre Angst, immer mehr die Sorge um den Geliebten. Da griff sie in ihrer Zerstreuung nach dem Brief in ihrem Busen — er fehlte. Hestig schrak sie zusammen bei dieser Entdeckung sie allein sollte der Brief im Busen die Hexe

Ottillie eilte auf ihr Zimmer, den Brief dort zu suchen.

Unfern der Stadt war ein romantisch gelegenes Wäldchen, das von einem Bache durchschnitten wurde, der sich schäumend in seinem felsigen Bette dahinstürzte. An einem solchen Wasserfalle saßen zwei Männer im eifrigem Gespräch. Der Eine schien ein Student zu sein, wenn man anders dies aus seiner burschikosen Tracht schließen durfte. Er trug einen kurzen Sammetrock, weiße lederne Beinkleider und mächtige Kanonenstiefeln, an denen schwere Pfundsporen wie schreckliches Kettengerassel klrirten; auf seinem Haupte aber einen grünen Filz, von dem ein gewaltiger roth und weißer Seidenbüschel herabhing. An den Näthen des Rocks und auf dem Rücken schlängelten sich Schnüre in den seltsamsten Gestalten dahin, und auf Brust, Schultern und Rücken hingen eine Menge von Fangschnüren. Dieser junge Mann ließ sich nun, wie es schien, eifrig von dem Andern instruiren.

Dieser Letztere schien an Wuchs und Haltung derselbe zu sein, den wir vorhin in dem düstern Studirstübchen belauschten. Er war wiederum nicht zu erkennen, denn er hatte sich in einen langen Mantel gehüllt, den er tief in das Gesicht zog, das ohnehin schon ein schwarzer Hut mit breiten Krempe fast ganz verdeckte.

Jetzt nun sprang der lustige Bruder auf und nahm ein Reiseränglein auf den Rücken, auf welches zwei blinkende Rappire festgeschnallt waren.

„Ich werde es ausführen,“ sagte er, „sein Sie gutes Muthes. Ich weiß den Weg, den er kommen muß. In allen Kneipen kehre ich ein,

bis ich ihn gefunden. Sogleich werden Scandale angezettelt und die Klängen kreuzen sich. Ha! ich will ihm eine Quarte auswischen, daran er zwei Monate zu mediciniren hat! Ich will sein Milchgesichtchen zeichnen, daß sie vor ihm zurückbeben soll! Verlassen Sie sich auf mich! Leben Sie wohl!“

Damit reichte er dem Verhüllten die Hand; dieser stand ebenfalls auf und Beide entfernten sich zu verschiedenen Seiten.

Kaum verschwanden die Beiden hinter dem Gebüsch, so trat ein Mädchen gedankenvoll hinter den Bäumen hervor und nahte sich dem lieblichen Wasserfalle, in dessen Nähe sie sich auf einer Moosbank niederließ.

Sie mochte einige Augenblicke dageessen haben, als der junge Gerstenberg erschien und neben ihr Platz nahm.

„Aber, liebstes Fräulein,“ nahm er das Wort, „was ist Ihnen? Was haben Sie? Wie abgehärmt sehen Sie aus? Alles Geräuschvolle und Unterhaltende fliehen Sie seit einiger Zeit und suchen die Einsamkeit, ihren Zähnen Luft zu machen. Und eben haben Sie wieder geweint — nicht wahr? Gestehen Sie!“ — Mit diesen Worten hatte er ihre Hand ergriffen, die er warm drückte. Ottillie aber schwieg und ein heißer Strom von Thränen verrieth ihren Schmerz.

„So sagen Sie doch, liebstes Fräulein, was Ihnen fehlt? Nicht glaube ich, daß Sie eine Kränkung von Jemand erfahren haben, denn ich sehe Sie schon seit acht Tagen in diesem abgehärmten Zustande.“

Ottillie schwieg und seufzte tief auf.

„Ottillie,“ sagte Gerstenberg nach einem langen Stillschweigen, „ich glaube, Ihren Kummer errathen zu haben. Gestehen Sie, Sie sind verliebt.“

Damit sah er sie forschend an, und sie antwortete mit einem Thränenströme.

„Sie sind verliebt,“ fuhr Gerstenberg fort, „und haben entweder keine Gegenliebe gefunden, oder lieben hoffnungslos, oder es ist Ihnen etwas Uebles in den Weg getreten.“

Ottillie verbarg ihr Antlitz in ihrem weißen Taschentuche, dann aber blickte sie jenen fast bitzend an und sagte: „Ihnen, lieber Herr von

Gerstenberg, kann ich es wohl vertrauen, denn Sie sind ein edler, guter Mensch. Ja, Sie haben richtig gerathen — ich liebe — liebe und bin wieder geliebt, und vor acht Tagen schrieb er, daß er am andern Tage eintreffen werde. Nun sehen Sie selbst, daß ich Ursache genug zur Trauer und Bekümmerniß habe, denn er ist bis heute noch nicht gekommen.“

Zähren unterdrückten ihre Stimme. Gerstenberg suchte sie zu trösten; sie aber erzählte ihm den Vorfall mit der Erscheinung und am andern Tage mit dem Verschwinden des Briefs.

„Allerdings,“ nahm Gerstenberg hierauf das Wort, „diese Geschichte ist ängstlich und sonderbar. Aber fassen Sie sich nur in Geduld, liebste Ottilie; hoffen Sie das Beste. Ich will indeß nach Ihrem Geliebten Nachforschungen halten, so gut ich kann.“

„Aber sagen Sie nur,“ sagte Ottilie, „was soll ich von der Erscheinung denken? Glauben Sie, daß diese in Wirklichkeit vorhanden war, oder meinen Sie, daß ich mich getäuscht habe.“

„Möglich wäre die Erscheinung allerdings, darüber hege ich keinen Zweifel; aber warum wollen Sie nur Böses daraus ableiten? Kann sie nicht eben so gut — Vorboten großen Glückes sein?“

„Aber die Verse, die Verse,“ fiel ihm ängstlich Ottilie ein, „was soll ich dazu sagen?“

„Freilich, die Verse, die sind verdächtig; aber ich fasse ihren Sinn nicht.“

„Ich eben so wenig, Herr von Gerstenberg; die Rede war vom Treubruch, von silbernem Schlüssel — mir schwindelt der Verstand, wenn ich sie mir erklären will!“

„Eben dann, Fräulein, weil sie ebenfalls den Sinn nicht fassen, dürfen Sie nichts, weder Gutes noch Böses daraus schließen. Das Beste, was zu thun wäre, ist, daß Sie sich bemühen, den Vorfall zu vergessen.“

„Vergessen?“ seufzte Ottilie, „vergessen? o mein Gott! wie soll ich das anfangen? Zu sehr quält es mich, und ich werde nicht eher ruhig, als bis Herrman kommt und ich Aufschluß über den Vorfall habe.“

„Schwierig, sehr schwierig; aber verlassen Sie sich auf mich, ich stehe Ihnen nach Kräften bei.“

Am andern Tage kam Herr von Gerstenberg eifertig auf Ottiliens Zimmer und brachte ihr einen Brief. Hestig entriß sie ihn der Hand des Herrn von Gerstenberg und brach ihn auf.

„Von ihm! von ihm!“ rief sie und die heftigste Aufregung durchbebte ihre Züge während des Lesens.

Der Herr von Gerstenberg aber war hereingetreten und hatte die Thüre verriegelt. Stumm betrachtete er Ottilien, welche nach der Lesung des Briefs etwas beruhigt zu sein schien.

„Nun, Fräulein, haben Sie Aufschluß?“

„Da, lesen Sie, urtheilen Sie selbst,“ war Ottiliens Antwort, indem sie ihm den Brief überreichte. Gerstenberg las:

„Ottilie!

„Hindernisse, die sich nicht beseitigen lassen, haben die Fortsetzung meiner Reise nach N*** verzögert; gegenwärtig befinde ich mich noch in A*, aber ich bin genöthigt, heute wieder zur Universität zurückzukehren. Bewahren Sie mir Ihre Liebe, auch wenn ich erst in vier Wochen in N*** eintreffe.“

Herrmann Helmich.“

„Diese Nachricht hat mich etwas beruhigt,“ nahm darauf Ottilie das Wort, „aber nicht befriedigt. Was ist der Grund, daß er umkehrte auf seiner Reise, da er doch in A* ist, also die Hälfte des Weges zurückgelegt hat?“

Der junge Gerstenberg war eben im Begriff, zu reden, als durch das Nebenzimmer Tritte schallten; er entschlüpfte daher eilig durch die entgegengesetzte Thür.

Die Abenddämmerung lagerte sich über die Fluren und stummes Schweigen herrschte ringsum; da wanderten in jenem romantischen Wäldchen, davon wir oben geredet haben, zwei Männer. Den Einen kennen wir zwar noch nicht; wir haben ihn aber schon einmal an diesem Orte und früher auf dem Studirstübchen angetroffen;

der Andere ist der Bote von jenem burschikos gekleideten Unbekannten, der, wie wir nun erfahren werden, Peter heißt.

„Es steht gut,“ sagte dieser, „sehr gut.“

„Hat Peter ihn angetroffen?“

„Freilich, auf der Post zu A*.“

„Und er hat sich mit ihm geschlagen?“

„Sogleich zettelte er einen Scandal an und wurde von Helmich gefordert. Da Sekundanten nicht aufzutreiben waren, bat Helmich ihn, zu seiner Universität ihm zu folgen.“

„Und kehrte dahin zurück? Der Narr! Wie er uns in die Hände arbeitet!“

„Freilich ist er ein großer Narr, so zog er doch selbst jene Rückkehr in die Länge.“

„Und da schlugen sie sich?“

„Sie schlugen sich; Helmich hat einen Hieb auf die Brust bekommen, und er wird einige Zeit daran zu kuriren haben; Peter aber hat auch eine Schlappe davongetragen, denn Helmich hat ihm das Nasenbein zerhauen und eine leichte Quarte ihm auf den linken Backen geführt.“

„Auf die Brust hat er eine Wunde bekommen? auf die Brust? Ha! noch brennt mir meine Narbe auf der Brust; aber nun habe ich sie ja nicht allein!“

„Hören Sie nur weiter! Der Scandal ist veröffentlicht worden und Helmich wird das concilium abeundi erhalten. Peter hat seine burschikose Tracht abgelegt und die Stadt verlassen, um sobald als möglich dahin zurückzukehren.“

„Brächtig! herrlich! — Ottilie ist ganz in meine Falle gelaufen; morgen soll sie an den Speck beißen, und dann soll die Falle zuschlagen. Du sollst mir morgen behülflich sein und den Magier spielen.“

„Magier, Gaukler, Taschenspieler, — o, das ist Wasser für meine Mühle! dazu paffe ich!“

„Nun, so höre. Ich habe, die abergläubische Ottilie einzuschüchtern, öfters eine Hexe ihr erscheinen lassen; sie hat mich, der ich ihr Vertrauter bin, zu Rathe gezogen — Hahaha! — und so sich ganz in die Schlinge verlaufen. Sie ist schon ganz elend darüber geworden, und morgen werde ich ihr rathen, einen Magier über die

Erscheinung zu befragen. Dieser sollst Du nun sein, und ich hoffe, daß Du die Rolle gut spielen wirst.“

„O, seien Sie ohne Zweifel! ich will Ihre Zufriedenheit schon ernten!“

„Nun, so komm. Ich will Dich ferner instruiren.“

(Schluß folgt.)

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Prag im September.

Ob das Leben und Treiben in Prag auf jeden Fremden einen so ungünstigen Eindruck mache? fragte ich mich, nachdem ich eine Woche mit dem größten Interesse nach dem Interesse der Böhmen zu forschen gesucht. Bei dem Deutschen — dem viele Fortschrittsbewegungen noch böhmische Dörfer sind — müßte der Böhme mit seinem Denken doch am Ende Anklang finden, da er hinsichtlich seines mäßigen Fortschrittsprinzips im Einklange mit ihm steht und definitiv gleich homöopathisch die scharf gepfefferten und gesalzenen Speisen des Vorwärts genießt. Man braucht nicht Sachse, nicht Preuße zu sein, um diesen materiellen Vergleich zu begreifen; ein Deutscher, gehöre er einem Königreiche an, welchem er wolle, wird immer leicht begreifen, sobald man ihm eine Sache nach einem Küchenzettel zur Anschauung bringt, am leichtesten aber begreift er, wenn er bei der Definition eines Systems nach einem Küchenzettel speisen kann; ein Deutscher, gehöre er einem Königreiche an, welchem er wolle, wird immer kleine, begränzte Begriffe von dem Fortschritte haben, da jeder Deutsche eine verschiedene Landesfarbe trägt, die gemischteste Verfassung hat und, mit dem Zollstab in der Hand, die Gränze seines Reiches abmißt, mit dem Krämergewicht seiner Provinzalempfindungen die geschichtliche Entwicklung des großen Deutschlands abwägt, das in meinen Augen weiter nichts ist, als eine bunte Flickendecke, die vielleicht noch einst dem Russen zur Schabracke dienen kann, so ungern wir auch Juchten riechen und Knuten fühlen*). — Was den Böhmen betrifft, so ist er, nach dem allgemeinen Begriff über

*) Der geehrte Verfasser schaut wohl durch ein zu trübes Glas. D. R.

Deutschland, deutsch; er selber jedoch weiß nichts davon; immer spricht er vom Auslande, wenn er der Nachbarstaaten erwähnt; vom Inlande selbst ist ihm nur so viel bekannt, daß er sein Bier trinken, seinen Rosenkranz beten und seine Musik hören kann; mehr braucht's nicht. Man sollte meinen, die Natur habe ihre Caprice gehabt, daß sie den Böhmen auf zwei Beinen gehen hieß; mir kam es vor, als müsse er kriechen, als bedauere er, gehen gelernt zu haben. Seine thierischen Organe sind in guter Thätigkeit; er lebt aus Instinct. Natürlich ist von der niedern Klasse die Rede, der wahrhaft Gebildete ist überall derselbe. — Prag hat seine historischen Bedeutungen, seine anmuthigen Umgebungen, aber den trügsten Menschenschlag, der im rohen Naturstande vegetirt, stumpf und unzugänglich für jede geistige Regung ist; dabei herrscht eine unteidliche Sprachmannichfaltigkeit; lehrt die Bibel nicht, der Thurm von Babel sei zu Babylon erbaut, müßte man glauben, er habe in Böhmen errichtet werden sollen. Wenn man in Deutschland auch selten ein vernünftiges Deutsch sprechen kann — hier geht es ganz und gar nicht; der Böhme ist verstockt gegen jedes Vernünftige; er ist kriechend höflich, sobald ihm die Hand zum Nehmen juckt, grob und unmanierlich pocht er an verschlossene Thüren an; nichts Dummschickeres giebt es, als den Fiaccemensch; nichts Ungeschickteres im Pressen, als den Handwerker; nichts Unmaßenderes in der Kritik, als den aufgepusteten Judenthüring, und nichts Ignoranteres im Theater, als das Publikum. Was ich von den violettstrümpfigen Leuten sagen möchte, muß ich aus Rücksicht für ein gewisses Religionsystem verschweigen; so viel sei jedoch bemerkt, daß der Erzbischof vergangenen Winter in einer Gesellschaft seine geistvollen Gäste mit der Gegenwart des Tausendfafa Bosko unterhielt, der ihnen zwar in's Handwerk pfuschte, dessen ungeachtet aber zur allgemeinen Erbauung beitrug und ein vertrautes Mahl mit ihnen einnehmen mußte, wobei er vielleicht mit manchem Spiegelberg Bruderschaft trank. Lassen wir diese Vergebung spendenden Sünder und wenden wir uns zu jener Schacherbrut, die für einige Kreuzer ihres Lebens Seligkeit verkaufen, wenn man mit dieser Wucher treiben könnte. Das Judenviertel trägt den strengen Charakter des Judenthums; wir gewahren, wie tief der Mensch steht, wenn man ihn unterdrückt, seine geistigen Fähigkeiten im Schlamm der Gemeinheit erstickt, ihn nicht als Mensch zum Bewußtsein des Menschen gelangen läßt. Armuth an allen Ecken und Enden; Eaden an Eaden mit den schmutzigsten Lumpen, mit den ekelhaftesten Weibsbildern; aus jedem Winkel schreit die Noth hervor; vor jeder Thüre sitzen Männer, Weiber, ihre Waaren anpreisend, zum Verkauf auffordernd, kümmerlich und elend, als sehnten sie sich nach den Fleischtöpfen Egyptens zurück, und dabei verbreitet sich ein pestialischer Geruch, als habe Mephisto sein Unwesen getrieben. Dies die schmutzige Be-

schaffenheit des israelitischen Geschlechts; werfen wir einen Blick in die Kneipen. Männer und Frauen sitzen vor ihrem Krüge Bier; Harfenistinnen und Orgeldreher, die mir wie die schwarzblättrigen Plagen Prag's erschienen, machen ihre schlechte Musik dazu, und stumm, wie wenn sie den Fluch ihres heiligen Nepomuk, dem Wenzel die Zunge ausschneiden ließ, theilten, sitzen Alle beisammen; das Bier verdickt ihr Blut, das fortwährende Gedudel verdummt ihr Bischen Menschenverstand; es ist remarquabel, daß sie ohne diese beiden Elemente nicht existiren können. In einer Kneipe sah ich die Gesellschaft lachen, hörte ich sie singen, aber nicht aus innerer Fröhlichkeit, aus Lust an der Lust: die Langeweile entpreßte ihnen den Ausbruch der scheinbaren Heiterkeit; ich sah es an den langgezogenen Gesichtern, hörte es an den Tönen, die aus dem Bauch kamen, als seien die Leute Bauchredner, und vor Allem an der Antwort, die mir Einer gab, als ich ihn fragte, ob es ihm Lust und Freude gewähre, im Kreise seiner Kameraden die Mußestunden heiter zu verleben? er meinte: Schauen's, das weiß ich nicht zu sagen, es ist bloß, um was von sich zu geben. Ich seufzte still: Ihr wollt Menschen sein, und habt nicht die leiseste Ahnung von den Schmerzen und Freuden, die im Meer der Empfindungen auf und nieder fluthen; Ihr seid ein Lastthier, das, in's Joch gespannt, so lange zieht, bis es keuchend niederstürzt und die Räderwerke seiner Maschine zusammenbrechen. — Der Hauptvergügnungsort der Prager scheint das Theater zu sein, sobald man triviale Stücke zur Aufführung bringt und eine Sängerin, wie die Alboni, ihre Parforcekuren mit ihnen vornimmt. Im Allgemeinen ist die Besetzung des Bühneninstituts noch abgeschmackter, als das Publikum, das durch die Darstellung des Schelle, der von einem gewissen Hrn. Feistmantel auf das Gemeinste gegeben wurde, sich dergestalt ergötzt fühlte, daß es in lauten Jubel ausbrach; es wurde im Verlaufe einer Woche zweimal „die Schleichhändler“, einmal „der Nasenstüber“ und „Einen Lux will er sich machen“ gegeben, und bei dieser Gelegenheit konnte ich bemerken, wie Darstellende und Schauende sich in alltäglichen Manieren und unmanierlichen Ausbrüchen übertrafen. Ich bildete mir ein, andere Städte hätten an ihren Bühnen Invaliden aufzuzeigen, Künstlerinnen, die auf den Trümmern ihrer Gesangesgröße die Klagelieder Seremiä singen und mit Acclamation Reclamationen an die Kunst machen, wobei das Publikum stets subtrahiren muß und auf das Minimum der Rücksicht herabgesetzt wird; haben jene Bühnen ausgediente Helden, abgesungene und versungene weibliche Individuen, so hat Prag weder das Eine noch das Andere, was jedenfalls schlimmer ist, da Etwas doch mehr ist als Nichts; genug, das Prager Personal ist, mit wenigen Ausnahmen, unter der Kritik, und der Taumel, in welchen die Alboni, eine Sängerin vom Theater della Scala in Mailand, die Prager versetzte,

konnte nur ein Biertaumel sein, der die Köpfe dick macht und die Ohren fähig zu Allem, was nicht auf das Herz einwirkt. Ich wohnte einer Vorstellung bei, in welcher Metternich, der eiserne Principmensch des materiellen Wohlstandes, war; auf ihn sah Niemand, trat aber die Alboni hervor, war sie die Fürstin, der Alles entgegen jauchzte. Die Prager meinen, sie sei eine ausgezeichnete Altistin; irre ich nicht, behaupten andere Leute dasselbe; ich sage, die Alboni ist eine Tenoristin, ihre Töne klingen unnatürlich und schroff; sie hat jene schlecht italienische Manier, die kein Portamento kennt, fortwährend tremulirt, entweder so mezza-voce singt, daß man es kaum hört, oder so forte schreit, daß man für sein Trommelfell fürchten muß; Boxtriller und Pfluschercoloraturen sind die Bündhütchen, die man dem großen Haufen in die Ohren legt, und das unschöne Herausschleudern der Töne die Kugeln, die das Publikum äffen. Trüge die Alboni nicht kurz geschorenes Haar, Männerkleidung, rauchte sie nicht, tränke sie nicht Bier, wie die modernen emancipirten Frauen — würde sie nicht ein solches Aufsehen erregen; sie ist ein weiblicher Normaltenor, mit jener Komödiantenkeckheit angethan, die für den Augenblick frappirt, auf die Länge aber indignirt, da alles weibliche Zartgefühl mit Füßen getreten wird. Die Prager Theaterzustände sind bettelarm; die Kunst pfeift auf dem letzten Loche, die Possaune des Untergangs tönt durch Thaliens Tempel; so sehen wir die einzige geistige Vergnügungsquelle des Böhmen erschöpft, und wenden ihm den Rücken, mit dem Bemerkten, daß er eine Persiflage des aufgeklärten Deutschlands ist. Ich verlasse Prag, mit den gehörigen Pässen und Legitimationen versehen, kehre nach strenger Visitation nach dem constitutionellen Sachsen zurück.

E. S.

Aus Halle im August.

(Verspätet.)

Am 6. Aug. fanden hier wieder die beiden Versammlungen protestantischer Freunde statt, welche in Zwischenräumen von je zwei Monaten festgesetzt sind. Wenn in der letzten Versammlung (im Juni d. J.) die Vorträge das Interesse der Hörer weniger zu fesseln vermocht hatten, so zeichneten sich die Versammlungen vom 6. August vor allen bisherigen durch den tiefen Gehalt der Vorträge nicht minder, als durch das Interesse der Zuhörer aus. Die beiden der Versammlung überlassenen Säle vermochten die Zahl der protestantischen Freunde bereits nicht mehr zu fassen.

In der Vormittagsversammlung trat zuerst der Professor D. Duncker auf und beleuchtete in einem lichtvollen Vortrage die politische Seite der Reformation. Der Sprecher wies darin nach, daß sich mit der theologischen Opposition gegen den Katholicismus, welche die Innerlichkeit der Empfindung, die Unmittelbarkeit des religiösen Bewußtseins gegenüber der äußerlichen Werththätigkeit der katholischen Welt forderte, eine Opposition von Seiten des neuerwachten Humanismus verband, der einerseits die antike, einfache Sittlichkeit der griechischen Welt der geschraubten Sittlichkeit des Mittelalters entgegensetzte, andererseits durch Erklärung der heiligen Schriften ein Zurückgehen auf die Einfachheit des Urchristenthums möglich machte. Der Redner berührte dann die volksthümliche Opposition, welche, in den untern Schichten der Gesellschaft sich erzeugend, einen Ausdruck in der Volkspoesie des Mittelalters fand und der katholisch-mönchischen Aesthetik eine gesunde Sinnlichkeit, der überspannten religiösen Begeisterung eine naive, einfache Sittlichkeit gegenüber stellte. Der Redner deutete dann darauf hin, wie diese Oppositionen neben einem geläuterten religiösen, auch ein politisch-nationales Bewußtsein der Einheit Deutschlands, der Freiheit und gleicher Berechtigung aller Stände erzeugten und der Reformation auch den Charakter einer politischen Bewegung verliehen. Der Sprecher zeigte weiter, wie Anfangs die Reformatoren Luther und Melanchthon selbst die ihnen ursprünglich fremde politische Seite der reformatorischen Bewegung in sich aufnahmen, später aber, als sie die religiös-radicalere Richtung Münzer's und Carlstadt's, welche die reine, unvermittelt-rohe Innerlichkeit des inneren Wortes Gottes accentuirten, durch Vernunftgründe nicht zu widerlegen vermochten, ihre freie religiöse Ueberzeugung immer dogmatischer gestalteten, bis sie zuletzt auf dem echt katholischen Credo, quia absurdum anlangten und damit die politische Richtung vollständig desavouirten. Die Bewegung, welche die Tendenz einer republikanisch-monarchischen Gestaltung der staatlichen Verhältnisse Deutschlands auf Grundlage der unteren Stände und auf Kosten der hohen Aristokratie des Fürstenthums enthielt und besonders in den Bauernkriegen offen hervortrat, verlor dadurch ihren moralischen Halt und, da Kaiser Karl V. nicht auf die rationalen Tendenzen Deutschlands einging, ihren eigentlichen Führer. So verunglückte die politische Bewegung der Reformation, deren Gelingen uns 300 Jahre voll Schmach und politischer Unbedeutendheit erspart hätte. Die religiöse Bewegung verharrte in einseitig-dogmatischer Beschränktheit und führte in neuester Zeit eine neue Krisis innerhalb des religiösen Lebens herbei, deren Lösung wir erwartungsvoll entgegensehen.

Der Vortrag des Hrn. Duncker erfreute sich eines allgemeinen Beifalls, und es nimmt allgemein Wunder, daß er die Gelegenheit, sich als Vertreter seiner Partei

hinzustellen, so selten benutzt und sich in seinem Auftreten fast nur auf die akademischen Vorträge beschränkt, die allerdings die Entschiedenheit und Gesinnungstüchtigkeit des Hrn. Duncker hinreichend bekunden, dennoch aber nur auf einen kleinen Kreis von Zuhörern beschränkt sind, weil einerseits in Halle das Studium der Geschichte hinter die theologischen und rein philosophischen Studien bei Weitem zurücktritt, andererseits Hr. Leo, den die literarische Welt als einen fanatischen Gegner liberalen Strebens und als Oberhaupt der Hegelschen Schule linker Seite insbesondere kennt, durch den „Glanz des Vortrags und interessante und pikante Wendungen“ Hrn. Duncker bei Weitem übertrifft. Dennoch wurde dem Letzteren vor Kurzem ein Beweis von Anerkennung seines Strebens dadurch zu Theil, daß ihm eine Anzahl Studirender ein Ständchen brachte. Hr. Duncker sprach bei dieser Gelegenheit in gewohnt entschiedener Weise seine „politischen Ueberzeugungen“ aus und polemisirte gegen eine gewisse Art Gesinnungslosigkeit, wie sie sich auf der Hallschen Hochschule vorzüglich durch „vornehme Besserwisserei“ und gelehrtes Ueberheben über die Parteistandpunkte geltend zu machen sucht. —

Den zweiten Vortrag hatte der Pfarrer Fubel übernommen, welcher über das Verhältniß des Kanons zum Dogma sprach und nachwies, daß der Canon erst in spätern Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung seine Geltung im kirchlichen Leben gewonnen und daß das Dogma dem Boden auch der apokryphischen Schriften entsprossen sei. Hr. Fubel documentirte sich durch seinen Vortrag als einen Anhänger der Lützingisch-Bauer'schen Richtung und exercirte, gegenüber der philosophischen Entwicklung, den rein geschichtlichen Nachweis als die beste Waffe im Kampfe gegen die Feinde der freien Entwicklung des religiösen Lebens. An eine Polemik des Hrn. Fubel gegen Strauß knüpfte sich eine Discussion mit dem von früheren Versammlungen her den protestantischen Freunden bekannten Pfarrer D. Bschiesche, welche zu keinem entscheidenden Resultate führte.

Berichte des eben von einer Reise zurückgekehrten Hrn. Uhlich über Versammlungen protestantischer Freunde in anderen Gegenden des Vaterlandes schlossen die Vormittagsversammlung.

Die Nachmittagsversammlung, welche im Saale des Eisenbahnhofs stattfand, eröffnete der Pfarrer Hildenhagen mit einem Vortrage über kirchliche Verfassung. Was Hr. Hildenhagen in diesem Vortrage sprach, stimmte im Wesentlichen mit Dem überein, was der Diakonus Balzer, Einer von den entschiedensten Führern der Fortschrittspartei innerhalb des religiösen Lebens in einem Aufsatz der Eberti'schen Zeitschrift (die Reform, Monatschrift für Recht und Gesetzgebung, herausgegeben von Gustav Eberti, I. Bd., V. Heft — der Zeitschrift für volksthümliches Recht und nationale Gesetzgebung

III. Bd.) gesagt hat. Hr. Balzer geht von den beiden Principien der religiösen Anschauung, dem Supernaturalismus und dem Princip der Immanenz („der Inspirations- und der Relationstheorie“, „dem katholischen und dem protestantischen Princip“) aus und weist nach, daß beide Principien in ihrer Realisirung die Autonomie der kirchlichen Gemeinde in religiösen Angelegenheiten fordere, daß aber die Inspirationstheorie das Princip des Hierarchismus involvire, daß daher die Kirche in ihren Anhängern (d. h. im Urchristenthum und in den ersten Zeiten der Reformation) die Idee der autonomen Gemeinde zwar zu realisiren versucht, das Princip der Hierarchie aber an einem formellen Punkte (nämlich an der Frage, wer zur gläubigen Gemeinde gehöre) angeknüpft und die junge Frucht der christlichen Theorie der Freiheit und Gleichheit vor Gott überwuchert habe. Der Referent knüpfte an diese Erörterung eine Darstellung der schottischen Kirche, welche sich die Freiheit der Gemeinden gegen alle Angriffe der Hierarchie gerettet hat, und wies darauf hin, wie die neueste Zeit in einer weltgeschichtlichen Krisis der Entwicklung begriffen, „das Volk zur Theilnahme rufe“. Es folgte hierauf eine sehr scharfe, heilsame Kritik der Magdeburger Synode, nachdem Referent erst Einiges über die Stellung der protestantischen Provinzialsynoden gesprochen. Die erwähnte Kritik rügt vor Allem das Verhalten der Magdeburger Synode ihrer unentschieden schwankenden Stellung wegen in Bezug auf die Freiheit der Gemeinde, und läßt schließlich Grundzüge einer kirchlichen Gemeindeverfassung folgen. Hr. Balzer zeigt auch hier seine kräftig-entschiedene Gesinnung, welche fern von jenem Streben nach Vermittelung, wie es sich auch noch innerhalb der protestantischen Freunde geltend macht, ohne Scheu vor gefürchteten Consequenzen auf wissenschaftlichem Wege, doch immer dem Volke nahe, die Lösung principieller Fragen sucht. — Der historische Theil von Hrn. Hildenhagen's Vortrag war rein die Balzer'sche Abhandlung, und es hat uns Wunder genommen, daß Hr. Hildenhagen so wenig Selbstständigkeit gezeigt hat.

Das meiste Interesse und einen stürmischen Beifall nahm der darauf folgende Vortrag des Licentiaten D. Schwarz in Anspruch, welcher das Wesen und die Einigungspunkte der protestantischen Freunde sprach. Hr. Schwarz entwickelte in lebensvoll-kräftiger, rückhaltloser Sprache, daß die protestantischen Freunde gemeinsam protestirten gegen den Pietismus im Namen der freien, männlichen Sittlichkeit, gegen die Orthodoxie im Namen der freien Wissenschaft, gegen die Hierarchie im Namen der Freiheit der Gemeinde. Es ist dieser Vortrag gewiß das Beste, was Hr. Schwarz in neuester Zeit geleistet; wir vermisten in dieser Rede das präventöse, peinlich pointirte Wesen, welches das Anhören der Schwarz'schen Vorträge oft unangenehm machte. Hr. Schwarz hat zu seinem Vortheil die Spitzen seiner Rede

etwas abgestumpft; sie wird dadurch nichts an Lebendigkeit und Prägnanz verlieren.

Auch in dieser Nachmittagsversammlung behielt Hr. Uhlich das letzte Wort. Er gab in zwölf Sätzen die Stellung der protestantischen Freunde zur Bibel an und schloß mit Berichten aus ferneren Gegenden, wo auch protestantische Freunde zusammengekommen waren, sich über religiöse Dinge zu besprechen. In den Reseraten, welche Hr. Uhlich öfters liefert, spricht sich ganz die Milde und Weichheit des Uhlich'schen Wesens aus; diese Milde wird aber zur Unentschiedenheit, wenn er rein wissenschaftlich sprechen soll. Seine Popularität verführt ihn zur Flachheit, und wir möchten ihm den

Rath geben, ähnliche Vorträge befähigteren Naturen zu überlassen. Wir werden zufrieden sein, wenn er uns mit unseren protestantischen Freunden in anderen Theilen des deutschen Vaterlandes durch seine Vermittelung in Verbindung setzt und uns durch seine schönen Schilderungen ein Bild des religiösen Lebens und Treibens ferner Gegenden darbietet.

Das Eine ist noch zu bemerken übrig, daß, wie in Schlessien u. s. w., auch von hier ein Protest ausgeht, der sich entschieden gegen jede Beschränkung des freien Geistes erklärt.

E. S.

Literatur und Kunst.

K r i t i k.

Franz von Schober. Gottfried Kinkel.
Adolf Peters.

Wenn den genannten drei Dichtern hier eine ausführlichere und besondere Besprechung — und zwar nach dem mehrjährigen Erscheinen ihrer Dichtungen — gewidmet wird, so geschieht dies aus keinem andern Grunde, als um auf dichterische Erzeugnisse hinzuweisen, die sich so bedeutend über das Niveau des Gewöhnlichen ihrer Gattung erheben, daß sie in der That die größtmögliche Verbreitung verdienen. Ihrer hat sich, so weit wir uns erinnern, die Tagespresse nur wenig angenommen, und doch werden uns alle Freunde echter und wahrer Poesie danken, daß wir sie mit ihnen etwas bekannter machen. Gleich den Menschen haben auch Bücher ihre Schicksale, und der Zufall entschied nur zu oft schon über Anerkennen und Vergessen. Da wird z. B. ein mittelmäßiges Buch von einem hochgestellten Manne eingeführt, es wird gut empfangen, und bald ist es bekannt und berühmt, während ein anderes, von böswilliger Kritik gleich anfangs geschmäht, das entgegengesetzte Schicksal hat. Bei der Menge der täglich erscheinenden Gedichtsammlungen kann es frei-

lich auch nicht Wunder nehmen, wenn das Gute oftmals übersehen wird und sich nicht sogleich Bahn bricht. Echte Kritik hat aber keinen andern Zweck, als Vermittlung der Production an die Masse. — So haben Uhland's Gedichte mehrere Jahre gelegen, ehe eine zweite Auflage nöthig wurde, und nur nachdem die Componisten sich ihrer auf das Lebhafteste angenommen, wurden sie allgemeiner bekannt. — Wir sind überhaupt der Ueberzeugung, daß Journale, wollen sie wirklich zur Verbreitung guter Bücher unter dem Volke beitragen, wiederholt auf sie aufmerksam machen müssen; eine einmalige Anzeige reicht nicht aus. In der Gegenwart ist dies um so mehr nöthig, weil der Dilettantismus auch in der Poesie leider einen solchen Höhepunkt erreicht hat, daß es einem großen Theile des lesenden Publikums schwer wird, in schnellem Ueberblicke zwischen Gemachtem und Gedichtetem zu unterscheiden. Welcher Gebildete könnte jetzt nicht einen leidlichen Vers fertigen! Und diese Fertigkeit veranlaßt gar Viele, sich für Dichter zu halten und ganze Bände drucken zu lassen. — Doch wir kehren nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu unsern drei Poeten zurück. Daß gerade diese Drei hier zusammengestellt sind, hat keinen besonderen Grund; man müßte denn hierher rechnen, daß sie

untereinander verwandt sind, wie alle echten Dichter, d. h. daß sie in ihren Gesängen das Ewige im Endlichen ahnen lassen. Doch — eine andere Ähnlichkeit findet noch zwischen ihnen statt, nämlich: sie schlagen urmenschliche Töne an; ihre Muse hält sich fern von Politik und sonstigen Zeitfragen. Inwiefern dies gut — oder nicht gut — bleibe hier unerörtert. Wir besprechen Jeden einzeln und werden hauptsächlich durch Beispiele unsere Behauptungen zu beweisen suchen.

Franz von Schober *) ist ein Geistverwandter Nikolaus Lenau's, nur tritt hier und da das versöhnende Element mehr hervor, d. h. das Bestreben, irdisches und zeitliches Weh zu verklären. Aber in allen diesen Gesängen, die, wie bei Lenau, eine seltene Reise des Geistes bekunden, fühlen wir den Pulsschlag eines schönen, vollen, glühenden Dichterherzens. Bild und Gedanke sind innigst mit einander verschmolzen, der Ausdruck concis. Besonders ist es das Lied (ein großer Theil ist von Franz Schubert componirt), worin Schober glänzt; übrigens aber wechseln die mannichfaltigsten Formen in den Darstellungen. Schober ist Didactiker im höhern Sinne. Wir geben einige Beispiele als Beweis. S. 20:

Liebesbedürfnis.

Wie magst du kalt und scheu entweichen,
Wenn ich die Bruderhand dir reichen,
Die deine traulich fassen will?
Sei mild und halte freundlich still.

Die Wangen schrecken dich, die bleichen,
Und auf der Stirn das finstre Zeichen?
Es ist kein Fluch, kein Sündermaal,
Es ist die Furche nur der Quaal!

Kennst du ihn nicht, den herben Kummer,
Der in der Nacht statt Friedenschlummer
Dir Schauer auf das Lager gießt,
Gibt in den Trank, den du genießt?

Kennst du das namenlose Sehnen
Der Seele nicht? das unter Thränen
Um einen Freund — um Liebe fleht,
Und hoffnungslos in sich vergeht? —

Die Blüthen haben sie entblättert,
Den Baum der Kraft in mir zerschmettert,

*) Gedichte von Franz von Schober. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1843.

Der, wie des Glückes Unterpand,
So schmuckbekrönt in Fülle stand.

Und zitternd nur die grauen Aeste,
Der stolzen Hoffnung Ueberreste
Streck' ich dir Hülfe flehend zu —
D sei ihr holder Schutzgeist du!

Noch grünen in der Tiefe Augen,
Die gierig Thau und Strahlen saugen,
Wenn sie die Hand der Liebe pflegt, —
Auf deine Seele sei's gelegt!

Wenn aus dem Stamm, so hart umrindet,
Auf dein Geheiß der Keim sich windet,
Dann wirst du fühlen, wie sich's lohnt,
Wie Seligkeit auf Erden wohnt.

Der frische Kranz der grünen Blätter,
Umsäuselt dankbar seinen Retter,
Mit süßerm Klange ruft dich nicht
Der Engel zu dem Gnadenlicht.

Drum folge deinem reinsten Triebe,
Gewähre mir den Kuß der Liebe!
Bom Dunkel nicht der Nacht geschreckt,
Das eine Sternenvwelt bedeckt.

Des Dichters Weltanschauung offenbart sich in folgenden Strophen. S. 154:

Du wirst, der nach der Wahrheit strebt,
Göttliches im Geist erlangen;
Du, der für das Gute lebt,
Im Gemüthe Gott empfangen;
Ganz ist der mit Gott verwebt,
Dem die Schönheit aufgegangen.

Die Sonette gehören zu den schönsten, die je in deutscher Sprache geschrieben worden sind. S. 169:

Codesweih.

Hast du des Todes Schauerbuch gelesen?
Hast du der Blige Mörderlust empfunden?
Verstandest du die Stimme finstrier Stunden,
Der Wuth, des Hasses, der Vernichtung Wesen?

Sahst die Natur du bluten und verwesen,
Und grubst mit Wonne in den heißen Wunden?
Sind Gift und Pest dir treue Liebeskunden?
Fühlst du in Schmerz und Qual das Herz genesen?

Wo nicht — so magst du Ungeweihter zittern,
Du hast den höchsten Jubel nicht vernommen:
Der Liebe Jauchzen in Verzweiflungszähnen,

Die Schrecken, die des Lebens Baum erschüttern,
Sie werden dich zermalmen! denn sie kommen,
Entfliehen kann man nicht, — doch sie verklären.

Auß den „Accorden“ theilen wir schließlich folgende didaktische Probe mit. S. 150:

Steige auf des Lebens Höhn,
Soll der Sturm den Geist erfrischen;
Bleib' im niedern Thale stehn,
Unter Menschen dich zu mischen;
Doch zur Tiefe mußt du gehn,
Willst du Freudenperlen fischen.

Gottfried Kinkel *) hat den Inhalt seiner Gedichte folgendermaßen rubricirt: Bilder aus Welt und Vorzeit — Oden und Verwandtes — des Dichters Leben und Betrachtung, in deutschen Weisen — Roma's Erwachen — Die Weine — Otto, der Schütz.

Schon aus den Ueberschriften sieht man, daß der poetische Horizont K.'s in Rücksicht auf Inhalt und Form kein geringer ist, sondern daß im Gegentheil eine große Vielseitigkeit, namentlich in der Wahl der besungenen Objecte, vorhanden. Er offenbart, wie sein Vorgänger, in seinen Poesien eine Gedankenbildung, die man mit Recht von einem Dichter der Gegenwart fordern darf. Besonders ist es das Kräftige, Markige, Gesunde, was diese Dichtungen charakterisirt. Von den epischen Gedichten, worin die Darstellung meistens von wahrhaft plastischer Schönheit ist, möge folgendes Platz finden. S. 3:

Scipio.

Schau dort den Mann! Er kommt gegangen,
Die Loga lässig umgegangen:
Das ist der große Scipio,
Dem sich Karthago gab verloren,
Vor dem vor Roms geborstnen Thoren
Des Barkas grauser Enkel floh.

Es ist der Weg zum Kapitele,
Den er mit ruhmbeschwingter Sohle
Als Triumphator einst erstieg.
Er geht mit ernster Römersitte
Auch heut hinauf in festem Schritte,
Als führt' er eine Schaar zum Sieg.

*) Gedichte von Gottfried Kinkel. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1843.

Und dennoch durst' er heute zagen!
Mag jedes Haupt er überragen,
Die Mißgunst haßt sein großes Thun.
Er ist verklagt als Landverräther,
Und vor dem Hof der greisen Väter
Erhebt die Klage der Tribun:

Wir haben Gold dir reich gesendet;
Es ward auf diesen Krieg verschwendet
Des Volkes Schweiß und letzte Kraft.
Dir haben wir uns überlassen,
Du hast verstreut des Silbers Massen:
Wohlan, so gib uns Rechenschaft!

Stolz giebst du reiche Pracht zu schauen;
Rings an den Bergen, auf den Auen
Wird Del und Korn und Wein dir reif.
Wer mag dem Zweifel da gebieten?
Und d'rum im Namen der Quiriten
Verklag' ich dich auf Unterschleif!

Da hebt sich Scipio vom Sitze,
Es bleiben seines Auges Blitze
Mitleidig auf dem Kläger ruhn.
Aufschlägt er eine Bücherrolle,
Und mild, als wüß' er nichts von Grolle
Beginnt er seine Rede nun:

Leicht wär's, ihr Väter, mir zu rechten!
Ich schrieb im Feld in heißen Nächten
Dies Rechnungsbuch mit eigener Hand.
Von meinem Quästor unterschiegelt,
Des Lippe jetzt der Tod verriegelt,
Ist's meiner Ehre gültig Pfand.

Und weil mich die Erinn'ung freute,
So hielt ich's aufbewahrt bis heute:
Nun aber, dünkt mich, ist's genug.
Zu fragen nach Beweis und Pfande,
Es wäre mir und euch zur Schande —
Dies meine Antwort: kommt zum Spruch!

Er schweigt und reißt das Buch in Fetzen
Und wirft es zu des Hof's Entsetzen
Auf's Kohlenbecken Stück für Stück.
Dann schürt bedachtsam er die Flammen,
Bis es zu Asche fiel zusammen,
Und geht zu seinem Sitz zurück.

Still wird's — dann jauchzt es in der Runde:
Frei, frei von Schuld! aus jedem Munde;
Der Kläger beb't in banger Scham.
Doch in dem wilden Beifallrufen
Neigt sich der Held, und geht die Stufen
Hinab so ruhig, wie er kam.

Nicht minder bewährt Kinkel ein bedeutendes Talent in Naturmalerei, wie dies „Otto, der

Schutz", eine rheinische Geschichte in zwölf Abentheuern, deutlich beweist. In „Roma's Erwachen" hat er sich der Distichen bedient, einer Versform, welche die heutigen Poeten so selten anwenden.

Adolf Peters *) ist Liebesdichter. Einen ganzen Band Gedichte über ein tausendmal variiertes (wenn auch unerschöpfliches!) Thema dem Publikum anzubieten, verdient unstreitig in der Gegenwart immerhin ein Wagniß genannt zu werden, zumal da Dichter der neuern Periode, wie Ernst Schulze, Friedrich Rückert, Heinrich Heine u. A., unserer Classiker der frühern Zeit gar nicht einmal zu gedenken, das erotische Gebiet mit außerordentlichem Glück angebaut haben. Sehen wir nun zu, wie Peters diese Aufgabe gelöst hat. — Was diese Dichtungen, im Gegensatz zu vielen andern dieses Genre's, hauptsächlich charakterisirt und ungemein wohlthuend wirkt, ist nach unserer Meinung das Gepräge der Wahrheit, das sie sämmtlich an sich tragen. Man fühlt es ihnen an, daß innere Nothwendigkeit, Herzensdrang sie hervorgerufen, daß sie auf wirklichen Erlebnissen fußen, die uns nun der Dichter im Prisma der Poesie anschauen läßt. Dies ist ein großer Vorzug. Denn wahrlich, in keiner Gattung von Gedichten verletzt wohl die Schönthuererei mit erlogenen Empfindungen mehr, als in den erotischen. —

Kann z. B. ein junges unschuldiges Mädchen wahrheitgemäßer und dabei auf so einfache Weise geschildert werden, als es in der „Blumenleserin" S. 6 geschieht?

Sie wandelt durch den Mai,
Früh von Mama geschickt,
Schwebt nickend mir vorbei,
Weiß nicht, wie schön sie nickt.

Im Körbchen weiß und fein
Häuft sie des Gartens Pracht
Und lacht so himmlisch drein,
Weiß nicht, wie schön sie lacht.

*) Gesänge der Liebe von Adolf Peters. Dresden, Walthersche Hofbuchhandlung. 1840.

Liebkosend eilt der Wind
Ihr nach vom Blumenbeet,
Sie wandelt wie ein Kind,
Weiß nicht, wie schön sie geht.

Während man ferner in den Liedern vieler Liebesdichter eine große Monotonie wahrnimmt, insofern sie nämlich meist nur die hoffende oder verschmähte Liebe besingen, beim Besitz aber schweigen, weil sie denselben poetisch zu würzen nicht verstehen, — finden wir in A. Peters Gesängen Liebeszustände in einem Umfange, das Liebesleben in einer Vollständigkeit behandelt, wie es uns bisher selten begegnet. Derselbe Reichthum in der Abwechslung findet, wie allerdings schon der Inhalt bedingt, auch in Bezug auf Form statt, und deshalb bietet die Sammlung außer Liedern auch Oden, Hymnen, Dithyramben und Sonette. Mit Gesängen voll Jubel über den Besitz wechseln andere, die den Schmerz der Trennung klagen. S. 36:

Schmerz zum Tode.

Eine Zeit ist einst gewesen,
Wo ich lebte wie im Traum,
Die der Himmel mir erlesen,
Wiegte mich am Busenflaum,
Unsre Lippen wurden Stamm,
Seele mit Seele schmolz zusammen.

Wenn wir Herz am Herzen lagen —
Banger Seligkeit Genuss!
Hörten keine Stöße schlagen —
Liebesseufzer nur und Kuß!
Himmelswonne: Schwüre lallen,
Aufschau'n, an die Brust sich fallen,

Trunken Blick im Blicke weiden,
Bebend stammeln: ewig dein!
Keine Qualen, keine Leiden,
Als der Schmerz, nicht Eins zu sein,
Nicht verwandelt zu entschweben,
Selig Eins, zum höchsten Leben! —

Die Macht der Liebe schildert er folgendermaßen. S. 27:

Ja, deine Macht bestürmt mir alle Nerven,
Umklammert odemhemmend meine Brust,
Ich muß mich glühend vor dir niederwerfen,
Soll mich nicht tödten diese Qual und Lust!
Laß mich im Staube ruhn zu deinen Füßen,
Im Lichte der Verkürzung ruh' ich dann,
Ich sehe Engel dich als Heil'ge grüßen,
Und wär' kein Gott, dich betete ich an!

Es ist ein Zauber von poetischem Duft über diese Gefänge ausgegossen, der das Herz mit geheimer, unerklärlicher Lebenswärme anbaucht. Eben so waltet in den „launigen Liebeselegien“ ein Humor, wie er selten in derartigen Dichtungen gefunden wird.

Zum Schluß setzen wir noch folgendes Gedicht „An Hulda“ her.

In deinem Herzen ist der Engel Wohnung,
In deinem Auge liegt das Paradies,
Dein Liebesblick ist meines Lebens Licht,

Dein Liebeswort der Odem meiner Brust!
Du bist der gold'ne Morgen meines Tages,
Du meines Abends träumerischer Mond,
Du bist der Blumenanger meiner Jugend;
Der Rosengarten meiner Hoffnung du!
Du bist der Quell, aus dem ich Leben schöpfe,
Du süßer Wein, von dem ich trunken bin,
Der Genius, der meine Harfe spielt,
Der Lorbeerzweig, der Blätter auf mich streut!
Du bist die Demantfessel meines Herzens
Und bist die Perlenkrone meines Hauptes!

E. F.

D r e s d e n .

K ö n i g l . H o f t h e a t e r .

Sonntag, 19. October. — Zum ersten Male:

Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg. Große romant. Oper in 3 Acten, von Rich. Wagner.

Früher schon haben wir darauf hingedeutet, daß es den Anschein gewinne, als beabsichtige der Componist, der bisher zugleich immer auch als Verfasser seiner Texte erscheint, dem also das Gesamteigenthum seiner geistigen Schöpfung unbestritten gebührt, das große Feld der Oper nach seinen verschiedenen Modificationen allmächtig anzubauen. Und wenn wir das Geistreiche, ja das Verlockende dieser Idee, deren Realisirung geradehin von genialster Begabung bedingt ist, vollkommen anerkannten, so haben wir doch auch nicht verhehlt, daß darin ein Wagniß enthalten sei, das um des Strebens willen nach dem höchsten Ziele allerdings als ein sehr achtbares angesehen werden müsse, gleichzeitig aber bei dem Nichtvorhandensein höchster Begabung als ein sehr prekäres erscheine, da Allseitigkeit sich nicht erzwingen, Concentrirung aber der vorhandenen Kräfte auf die zumeist zusagende Sphäre in dieser wenigstens möglicherweise ausgezeichneten leisten lasse, während in der Zersplitterung der Kräfte nach allen Seiten hin um einer Idee willen, das Höchste, ja vielleicht das Individuell-Höchste nicht einmal erreicht werden könne. Sahe wir im „Rienzi“ die heroische, im „fliegenden Hol-

länder“ die episch-romantische Oper (in Betreff letzterer Bezeichnung wolle man berücksichtigen, was wir gelegentlich über jene Oper als eine dramatisirte Ballade gesagt haben) vertreten, so möchten wir in der heutigen Novität die lyrisch-romantische Seite repräsentirt finden. Doch wollen wir ausdrücklich bemerken, daß wir um Namen nicht streiten, und gleich von vorn herein hinzufügen, daß der Charakter dieser Oper, so bestimmt ihr Vorwurf auch das lyrische Element bedingt, schon nicht mehr als ein reiner und ungetrübter erscheint, sofern sie nämlich nicht selten in das epische Gebiet hinübergreift, dadurch aber den wesentlichen Bedingungen des Drama widerspricht.

Die Sage vom Ritter Tannhäuser und dem Venusberge, wie sie vielfach in alten deutschen Volksliedern vorkommt, und auch in neuerer Zeit mehrfache Bearbeitungen (wir erinnern nur an Tieck) gefunden hat, ist ohne Zweifel eine sehr poetische; doch fehlt ihr unbestritten das dramatische Element durchaus. Das hat der Dichter sehr richtig erkannt und deshalb wohl sie mit dem Sängerkrieg auf der Wartburg in Verbindung gesetzt, wobei es uns natürlich nicht in den Sinn kommen kann, über den sehr wahrscheinlichen Anachronismus dieser Verbindung mit ihm zu rechten, da es sich hier keineswegs um historische Treue handelt. Eine hier bedeutend wichtigere Frage ist unstreitig die, ob diese Verbindung in dramatischer Beziehung eine günstige genannt werden dürfe, und das möchten wir keineswegs schlechtthin bejahen, da sie freilich wohl zu theatralisch wirksamen Situationen, aber keineswegs zu dramatischer Charakterentwicklung, ja selbst kaum zu eigentlicher Handlung in dramatischem Sinne Veranlas-

sung bietet. Wir haben hiermit zugleich das ausgesprochen, was wir als den hauptsächlichsten, fühlbarsten Mangel des Textes ansehen, den wir außerdem als einen hochpoetischen, wirklich schön geschriebenen, nicht selten innig ergreifenden, mit wirksamer Scenirung und tüchtiger Kenntniß theatralischer Effecte angelegten und durchgeführten gern bezeichnen, und in welchem wir gegen die früheren Texte desselben Wfs. einen bedeutenden Fortschritt in dichterischer Beziehung gewahren, während der Text des „Rienzi“ in dramatischer Rücksicht ohne Zweifel bei weitem höher steht.

Zu Anfange der Oper sehen wir Tannhäuser im Venusberge, den wollüstigen Eindrücken sinnlicher Liebe hingegeben. Die Regungen seines bessern Ich (an das wir nur nirgend zu rechtem Glauben gelangen können, da er bei jedem Anlaß wieder der bösen Lust verfällt, so daß es den Anschein gewinnt, als habe Venus ganz recht, wenn sie seinen Entschluß zur Trennung mehr der Uebersättigung, als einem edleren, männlichen Aufstehen zuschreibt — und dadurch hat der Dichter, wenn auch der Sage treu, das dramatische Interesse an seinem Helden gewaltig abgeschwächt; wie ganz anders erscheint da z. B. Rinaldo in Gluck's *Armide*!) — die Regungen seines bessern Ich erwachen, er reißt sich aus den Armen der üppigen Verführerin und durch seine Uebergabe an die gebenedeiete Jungfrau Maria zerstört er den ihn umfangenden Zauber und findet sich plötzlich (Verwandlung) in der Nähe der Wartburg, wo er durch den Buß- und Bittgesang vorüberziehender Pilger auf die Größe seiner Verschuldung mehr noch hingewiesen und tiefer zerknirscht, vom Landgrafen Herrmann von Thüringen und den Sängern — unter ihnen Wolfram von Eschinbach und Walther von der Vogelweide — gefunden, und nach einiger Weigerung zur Theilnahme an dem bevorstehenden Sängerkampfe gewonnen wird, nachdem Wolfram ihm enthüllt, daß Elisabeth, des Landgrafen Nichte, durch seine Lieber in Liebe für ihn entbrannt, seit seinem Verschwinden hinwelke gleich der gebrochenen Rose. Im zweiten Act wird dieses Verhältniß, das bei Tannhäuser wieder als ein durchaus sinnliches erscheint, durch eine große Scene mit Duett zwischen den beiden Theilnehmern auseinandergesetzt, wobei wir denn zugleich erfahren, daß Wolfram von hoffnungsloser Liebe für Elisabeth glühe, und entsagen müsse. Wir gestehen, daß uns hier die Figur des unglücklichen Liebhabers, selbst als etwaiges Motiv, überflüssig erscheint. Der Sängerkampf beginnt, und das offene Ausprechen der sinnlichen Gluth Tannhäuser's erregt Mißfallen, seine Erklärung: er sei im Venusberge gewesen, Abscheu und wilde Wuth. Die Sänger und Ritter bringen auf ihn ein, um ihn zu ermorden, aber Elisabeth rettet ihn, indem sie fleht, ihm die Zeit zur Buße zu gönnen, ihn nicht in seinen Sünden hinfahren zu lassen. Der Landgraf verbannt ihn, bis er auf einer Pilgerfahrt nach Rom durch den Papst werde entsühnt sein. Die In-

troduction zum dritten Act schildert uns Tannhäuser's Pilgerfahrt (die derselbe späterhin wieder sehr breit und selbstgefällig erzählt); Elisabeth betet für ihn, die Pilger kehren zurück, er ist nicht unter ihnen — Elisabeth ergiebt sich in das Unvermeidliche, geht heim und — stirbt. Wolfram, ihr sonstiger treuer Begleiter, bleibt zurück, Tannhäuser tritt auf in wildester Verzweiflung; er ist vom Papste — echt päpstisch — verflucht in Ewigkeit (wie überhaupt die ganze Oper mit Recht eine römisch-katholische genannt werden kann, wenn man die Hugenotten z. B. als eine protestantische bezeichnet hat), und will wieder zurück in den Venusberg. Nun erzählt er Wolfram seine Begegnisse auf der Bußfahrt und in Rom — der Venusberg erscheint ihm auf's Neue, die Sirenen-Klänge aus demselben locken ihn, er will den glaubensstarken Wolfram mit sich fortreißen: da ertönt das Todtenglöcklein und ein Sterbegesang von der Wartburg hernieder, Wolfram deutet ihm das als Elisabeth's Tod, der Zauber verschwindet, Tannhäuser stirbt mit dem Ausrufe: „Heilige Elisabeth, bitte für mich!“ — ein ohnmächtiges, den Anforderungen des höheren Drama keineswegs entsprechendes Ende, das auch dadurch nicht dramatischer, wenn auch für den Zuschauer beruhigender wird, daß der Schlußgesang der erst jetzt heimkehrenden jüngeren Pilger, die Vergebung für den Sünder verkündet, da das Wunder wirklich geschehen, von dessen Eintritt jene abhängig gemacht war.

Daß diese kurze, übrigens vollständige Skizze des Sujets nicht im Stande ist, aber auch nicht beabsichtigen kann, die vielen dichterischen Schönheiten des Textes, wie die in sehr fein gewählter scenischer Anordnung hervorgebrachten Effecte und geistreichen Gegensätze wiederzugeben, versteht sich von selbst. Soviel aber wird klar daraus hervorgehen, daß es an dramatischer Handlung und Charakterentwicklung dem Ganzen sehr mangle, daß wir nicht das werdende, sondern nur das Gewordene entweder selbst gewahren oder uns erzählen lassen müssen, daß selbst die einzelnen Situationen, mit wenigen Ausnahmen, wohl nervenreizende, die Sinne des überraschten Zuschauers durch größtentheils äußere Mittel momentan bestechende, aber keineswegs spannende, nachhaltig wirkungsvolle, unabweislich nothwendige in ihrer Aufeinanderfolge und Entwicklung sind. In der Ballade, in der Novelle selbst wäre das Alles angemessen und gut — im Drama, auch im musikalischen, können wir ihm nur einen untergeordneten, äußerlichen Werth zugestehen. Namentlich ist es der letzte Act, der sich mit jener langen und breiten Erzählung mühselig zum dramatisch unbefriedigenden Schlusse hinzieht — ein Mangel, den dieses Opernbuch fast mit allen der in den letzten Jahren erschienenen theilt; und in jener Erzählung wäre der Ort, wo wir unbedingt zum Streichen raten würden, wie denn auch das Ganze nur gewinnen könnte, wenn die Introduction zum dritten Acte, so poetisch dieselbe als verknüpfendes

Moment gedacht ist, gänzlich oder doch zum größten Theile wegliebe. Zweimal kurz hintereinander dieselben Anregungen für den Zuhörer, dieselben Situationen (denn die Musik vermag Gegenwart und Vergangenheit nicht gesondert darzustellen) — das muß ihn ermüden, das widerspricht der dramatischen Dekonomie. Wir erkennen in der ganzen Anlage die neuere französische Manier in dem gewandten und scenisch allerdings wirksamen, losen Aneinanderreihen einzelner anregender Situationen, ohne Rücksichtnahme auf stetige, geschlossene Entwicklung, auf höhere, unbedingt klare Nothwendigkeit, und so wenig wir verkennen, daß mit dieser Behandlung eines dramatischen Stoffes bei dem gewöhnlichen Publikum die Bedingung eines momentanen Eindrucks, einer Ueberraschung, gegeben sei, daß sie, mit einem Worte, genüge, Effect zu machen: so müssen wir um so mehr vor diesem Abwege, vor diesem bequemen Sichgehenlassen warnen, um so mehr die höheren künstlerischen Anforderungen da hervorheben, wo die Möglichkeit ihnen zu genügen, wie bei Richard Wagner, vorhanden ist.

Dichter und Componist in einer Person — die Gefährlichkeit, das Mißliche dieser Situation leuchtet auch aus diesem Werke wieder hervor. Die Musik zu dieser Oper ist wohl geistreich gedacht, hat hier und da feine, pikante Wendungen — einzelne Ideen sind darin niedergelegt, die geeignet wären, zu fesseln und lebendige Theilnahme zu erwecken; aber einen musikalischen Eindruck macht die Musik nicht, weil man ihr überall die Reflexion anmerkt, weil sie nicht aus dem unversteglichen Quell eines durch und durch musikalischen Gemüths unaufhaltsam hervorströmt, sondern absichtlich ergraben und heraufgeleitet wird für einen bestimmten Zweck, den nemlich: Dies oder Jenes nun gerade so und nicht anders machen zu wollen, weil dadurch der Effect zunächst erreicht werden möchte. Wo aber etwas Anderes noch, als der unüberwindliche, göttliche Drang, sein innerstes Leben, die Tiefe seines Gemüths in Tönen auszusprechen, den Musiker treibt, da ist sein Werk nicht mehr ein freigeschaffenes und gewordenes, sondern ein berechnetes, ein gemachtes — die Kunst wird da zum Mittel, wo sie nur Zweck sein kann, sein soll und sein muß. Dafür spricht aber schon allein die Wahrnehmung, daß der Componist so oft die Schönheit der Wahrheit aufopfert, diese absichtlich auf Kosten jener begünstigt, während sich Beide Interessen sehr wohl vereinigen lassen, während sich Beide innig durchdringen können und müssen, wie wir das z. B. bei Mozart gewahren, obwohl freilich vor Kurzem Jemand behauptet haben soll: „Mozart habe nur durch eine Schablone gemalt; einem neueren Componisten erst sei es vorbehalten, mit freier, selbständig-neuer, genialer Erfindung Tongemälde für alle Zeiten zu liefern!“ — Nun, „es muß auch solche Räuze geben!“ — Selbst einzelne Stellen würden sich nachweisen lassen, wo nicht nur die Schönheit, sondern selbst die höhere, poetische

Wahrheit um des Effects willen aufgeopfert und in eine prosaische Wirklichkeit hinabgezogen ist, wie denn aus der ganzen Tondichtung eine tüchtige, praktische Kenntniß der theatralischen Effects und die Absicht, sie im weitesten Umfange zu benutzen, sonach auch die Berechnung, erkältend hervortritt, die himmelweit von jener Gluth der Begeisterung sich unterscheidet, der man manches Verfehlte gern verzeiht, wie sie sich z. B. im „Rienzi“ ausspricht. Jede kalte Berechnung aber steht im Widerspruch mit dem wahren Wesen der Kunst und kann in ihrer Wirkung wohl momentan mittelst der Ueberraschung blenden, vermag aber nicht, einen bleibend wohlthuenden Eindruck zu erzeugen. Wir bedauern, daß dies auch auf die Musik der Oper in Rede Anwendung leidet — gestehen offen, daß wir, trotz mancher uns dargebotenen schönen Einzelheit, mehr von derselben erwartet haben. Wo der Totaleindruck überwiegend auf Neuheiten beruht, da ist der zu hoffende Erfolg ein sehr prekärer, und wir vermögen auch den heutigen nicht anders zu bezeichnen, obwohl der Beifall des bei erhöhten Preisen sehr gefüllten Hauses ein ungemein lebhafter, wenn auch nicht allgemeiner war, der sich indes hauptsächlich auf den Hervorruf des Componisten nach jedem Acte (nach dem letzten doch nicht ohne einige Opposition) pikirt zu haben schien — man hatte sich das nun einmal so vorgenommen, und es ist zuzugestehen, daß die Actschlüsse — mit Ausnahme des letzten, der durch und durch zu monoton, ja langweilig ist — gut auf diese Wirkung berechnet waren.

Um noch Einiges speciell über die Composition zu sagen, so haben wir auch hier wieder einen Stil vermist, eine volle, klar ausgesprochene musikalische Eigenthümlichkeit, die eben als solche unzweifelhaft eine Berechtigung haben würde. Wir meinen das nicht deshalb, weil wir bedeutende Anklänge aus des Componisten früheren Werken (Rienzi, das Liebesmahl der Apostel), hier und da auch aus anderweiten Tonwerken (z. B. Mendelssohn's Musik zum Sommernachts Traum, G. M. v. Weber u. s. w.) bemerkt haben; das ist noch an und für sich kein Vorwurf. Auch wird man uns nicht entgegensetzen wollen, daß die Uberschwänglichkeit der Harmoniefortschreitungen, denen es an verminderten und übermäßigen Accorden nicht fehlt, oder der Melodien, die vermöge ihrer vorwiegenden Bildung auf Grundlage der chromatischen Tonleiter, nirgend eine wahrhafte Gesundheit und Frische verrathen (wir nehmen nur Tannhäuser's Preislied der Venus aus, das viermal wiederholt, wenn auch in verschiedenen Tonarten, zu wenig höhere Bedeutsamkeit hat; und den Chor, der den Sängerkrieg einleitet: beide Pièces aber müssen wir als außerordentlich gewöhnlich bezeichnen!) — daß diese geeignet sei, einen Stil zu begründen. Der Empfindung mangelt es an Frische und Ursprünglichkeit, sie ist gemacht — der musikalischen Erfindung

demgemäß an Tiefe, wenn wir auch durchaus nicht verkennen mögen, daß einzelne Motive außerordentlich interessant erscheinen, daß das Geistreiche in der Auffassung und in dem effectvollen, auch genügend begründeten Wiederbringen derselben (nur die allseitige, musikalische Durchführung, für welche Beethoven, Mozart u. s. w. so unübertreffliche Vorbilder, vermessen wir überall, und somit die eigentliche musikalische Plastik in der Gestaltung des Einzelnen wie des Ganzen) sich klar documentirt, und der Fleiß, die unendliche, bis in's Kleinste gehende Sorgfalt im Ausmalen der einzelnen Züge volle Anerkennung verdient, obwohl gerade darin der Grund liegen mag, daß wir nirgend einen eigentlichen Totaleindruck gewinnen, sondern überall im besten Falle mit sehr sauber ausgeführten Genrebildern uns begnügen müssen (eine Anzahl einzelner ansprechender, selbst gelungener Piècen machen doch aber noch keine gute Oper, von der wir als von einem einheitlichen Kunstwerke, bei aller Sorgfalt für das Detail, vor allen Dingen einen gleichmäßig wohlthuenden Gesamteindruck mit demselben Recht fordern, wie von einem großen historischen Gemälde!), die häufig sogar nicht einmal eine klare, übersichtliche Anschauung gestatten, da sie des begrenzenden Rahmens entbehren. Es ist nämlich eine, unseres Erachtens keineswegs nachahmenswerthe Eigenthümlichkeit unseres Componisten, die neuerlichst auch Spohr in seinen „Kreuzfahrern“ adoptirt hat und die wir auf Berlioz'sche Manier zurückführen möchten, daß er der hergebrachten und wohl begründeten Formen sich ganz entschlügt, was hier so weit ausgedehnt ist (wir meinen, vermöge eines irrig aufgefaßten Begriffs von dem stetigen Fortschreiten des Drama's), daß wir keine einzige Arie, kein formell abgerundetes Duett oder sonstiges Ensemblestück vorfinden, daß wir uns überall mit liederartiger Anlage, mit langen Recitativen, und dergleichen, des inneren Halts entbehrenden Arioso's begnügen müssen — wie auch die beiden, sonst sehr wirkungsreich angelegten, größeren Ensemblestücke am Schlusse des ersten und zweiten Actes in's Unbegrenzte hinauszuweisen und den Zuhörer nicht zur nothwendigen und erwünschten Ruhe kommen lassen.

Uebrigens ist ein Streben nach Melodie unverkennbar, und das verdient volle Anerkennung, wenn wir auch die Erfindung derselben weder tief noch eigenthümlich nennen können, und bedauern müssen, daß der Eindruck dieser Melodien nicht selten durch barocke Wendungen, in dem Orchester nach Wortausdruck, gestört wird. Unter diese melodiosen Stellen gehört das schon berührte Lied Tannhäuser's zum Preis der Venus, so trivial es ist; ferner die Lockung derselben: „Geliebter, komm!“, die aber krankhaft gemacht erscheint, dann ihr Arioso: „Hin zu den kalten Menschen flieh“, wohl die edelste Melodie des ganzen Werks — das Lied des Hirtenknaben (von Fr. Thiele ansprechend, frisch und namentlich sehr rein, nur zu langsam, gesungen),

das einer Volksweise nachgebildet zu sein scheint, aber durch barocke Modulation stört; der Pilgerchor, zu welchem die Schalmey uns zu kokett contrastirt; die ganze Partie des Wolfram, obwohl sein erstes Arioso: „Als Du in kühnem Sange“, sehr gewöhnlich — sein Sang: „Blick' ich umher“ (2. Act), sehr lang gedehnt, und sein großes Arioso (3. Act): „O Du, mein holder Abendstern“, zu chromatisch ist, während Letzteres, wie sein Arioso: „Dir, hohe Liebe, töne“ (2. Act), weiche Innigkeit offenbart. Ferner das Solo der Elisabeth: „Der Sänger klugen Weisen“, das nur zu Anfang rhythmisch verzerrt erscheint; das Duo zwischen ihr und Tannhäuser, das übrigens etwas neufranzösisch erklingt; das Gebet der Elisabeth, dem freilich mehr Tiefe und weniger Chromatik zu wünschen wäre, u. s. w. Weil aber alle diese Melodien nicht festgehalten, nicht durchgeführt sind, vermögen sie auch keinen wirklichen, nachhaltigen Eindruck zu erzeugen, — ein großer Uebelstand für das tiefere Eindringen des Werkes! — Auch für möglichst gehaltene musikalische Charakteristik ist der Componist besorgt gewesen, und dies bewährt sich besonders in dem letzten Ensemble des zweiten Finale, das wir überhaupt, obwohl es von dem Schrei der Elisabeth an: „Haltet ein!“, bis zu der Generalpause, matt und breit gehalten, für die gelungenste Nummer der Oper ansehen. Diese Breite, die eben durch die Formlosigkeit der einzelnen Piècen noch fühlbarer wird, haben wir überhaupt mehrfach zu beklagen. Besonders ist dies im 3. Acte der Fall, wo sie sich bis zur Langweile steigert. Streichen könnte hier wohl helfen, aber was soll gestrichen werden? Die ganze Anlage schon des Textes in seiner undramatischen Haltung verschuldet sie. Einen Theil der Schuld mögen auch die verschleppten Tempi tragen — der Componist mag uns diese Bemerkung verzeihen, aber wir haben sie mehrfach bestätigt gefunden: so schon in der Introduction der Ouvertüre, dann bei Wolfram's Gesänge: „War's Zauber“ u. s. w., im zweiten Finale: „Seht mich, die Jungfrau“; in der Paghiera Elisabeth's, dem Arioso Wolfram's: „Wie Todesahnung“ — u. s. w., und glauben, daß durch ein mäßig bewegteres Tempo alle diese Stellen nur gewinnen könnten. — Anerkennung verdient, daß der Componist in Betreff der Instrumentation den früheren Abweg, auf welchem er die Erzielung der Wirkung nur in der betäubenden Massenhaftigkeit suchte, verlassen; er deckt jetzt nicht unnöthigerweise die Sänger, obwohl es an Massenwirkung nicht fehlt, und die Instrumentirung von vielem Fleiße zeugt. Doch ist dabei Manches auf den Effect berechnet, ohne ihn wirklich hervorzubringen, z. B. die übrigens keineswegs, wie die bekannten „Privatmittheilungen“ der Leipziger Zeitung bemerken, in der Idee neue Theilung der Violinen in vier und sogar, irren wir nicht, in acht Partien, die in den höheren und höchsten Chorden, z. B. bei dem Verlockungsgefange der Venus, keinen Eindruck macht und nach dem Piano-

forte berechnet zu sein scheint. Auch ist hier und da auf die technische Ausführbarkeit nicht eben große Rücksicht genommen, und um so aufrichtiger ist es anzuerkennen, daß unsere wackere Kapelle das ganze Werk tabellos und in künstlerischer Vollendung ausführte. Der Componist ist ihr dafür großen Dank schuldig geworden, denn der etwaige Erfolg seines Werkes beruht zum größten Theile auf solcher Ausführung. Gern sagten wir noch Etwas über die uns zu zerstückelt erscheinende, viel zu lange, und in den stetigen Geigenfiguren beim Crescendo sehr monotone Overtüre — über die geistreiche, phantastische, aber ungebührlich lange Introduction zum dritten Acte und über so manches Andere: doch müssen wir uns beschränken, um noch ein Wort über die Aufführung beibringen zu können.

Die mise en scène war so reich und glänzend, wie wir sie hier lange nicht gesehen; die ganze Ausstattung in Decorationen, Costüms, Comparserie und die scenische Anordnung (bis auf das wahrhaft erbärmliche Ballet und den kleinlich erscheinenden Sonnenaufgang) muß als brillant und angemessen bezeichnet werden, und es läßt sich wohl nicht verkennen, daß auch dies zum etwaigen Erfolge der Oper wesentlich beigetragen. Weshalb läßt man denn aber anderen Opern nicht ähnliche Sorgfalt zu Theil werden? — Das soll nicht ein Vorwurf für den Componisten dieser Oper sein, wie sich von selbst versteht; aber er selbst wird zugeben, daß, was dem Einen recht, dem Andern billig sei, und daß wir hier sehr tüchtige Opern in dieser äußerlichen, aber immerhin sehr einflussreichen Rücksicht gewaltig stiefväterlich, ja unwürdig bedacht gesehen haben!

Die Darstellung selbst, von den tüchtigsten Kräften unserer Bühne getragen, durch eine große Anzahl sorgsamere Proben vorbereitet, ließ Ausgezeichnetes erwarten, und wenn diese Erwartungen von keinem der Darsteller ganz befriedigt wurden, da sie alle mehr oder weniger Mangel an reiner Intonation, an Kraft und Frische der Stimme bemerken ließen, so haben wir dies billig wohl auf die Anstrengung der vorhergegangenen Proben zu schieben. Das wird also künftig nach einiger Ruhe besser werden, und darüber mögen wir heute andeutend hinweggehen; aber einiges Einzelne möchten wir noch bemerken, dem wir das Allgemeine vorausschicken, daß von Charakterdarstellung und Entwicklung da wohl nicht die Rede sein könne, wo es eben an Charakteren so vollständig mangelt, wie in dieser Oper. Und in letzterer Beziehung macht nur Elisabeth (Fr. Wagner) eine Ausnahme. Wir wollen nicht wiederholen, daß die Mittel- und tiefen Töne der Sängerin sehr matt, schwankend und unausgiebig durch falsche Stimmbehandlung geworden, daß die Intensität ihres Organs jetzt nur bei leidenschaftlichen Momenten in der höheren und höchsten Lage mit voller Wirkung hervortritt, obwohl auch hier ein Aufschreien jedenfalls unkünstlerisch ist („Holtet ein!“ 2. Finale), wie auch schroffe Accente („Wo weiltet Ihr so lange?“ 2. Act,

2. Scene) und unvermittelte Drucker keine feinere Gesangesbildung bekunden. Wir haben es heute nur mit dem Spiele zu thun, und so gern wir den sichtbaren Fleiß der Darstellerin, wie einzelnes Wohlgelungene in der leidenschaftlichsten Erregtheit des 2. Finale gern anerkennen, so müssen wir doch bezweifeln, daß in den ersten Scenen des 2. Actes mit Tannhäuser ihr das volle Verständniß des Charakters aufgegangen — ihr Spiel war zu forcirt beweglich für denselben, die einzelnen Züge erschienen zu unvermittelt, ohne Zusammenhang, und darum die Gesamtleistung zu stereotyp, wie angelernt, nicht natürlich genug — zu schauspielermäßig. Gleiches haben wir auch von der Scene im 3. Acte zu bemerken, obwohl sie sich wieder Mühe gab, das vorgeschriebene stumme Spiel mimisch verständlich auszuführen. Hr. Lichatschek (Tannhäuser) erschien in den beiden ersten Acten in Betreff der Stimme sehr indisponirt, man hörte ihm die Anstrengung an, und seinem Spiel fehlte Freiheit und Würde, obwohl man ihm das Mühen nach Angemessenheit wohl anmerkte. Der dritte Act dagegen war in Gesang und Spiel der Glanzpunkt seiner Leistung, während wir freilich in Bezug auf das letztere uns durchaus nicht damit einzuverstehen vermögen, daß er die Erzählung dessen, was er gethan und gelitten, durch entsprechende Gesten zu verlebendigen trachtete, daß er z. B., nachdem er gesungen: „Da sank ich in Vernichtung dumpf darnieder“, wirklich zu Boden stürzte! Ähnliches kam mehrfach vor — das ist aber unnatürlich und unwahr, und verfehlt deshalb nothwendig seines Eindrucks. — Den sehnsüchtig-schwärmerischen Charakter des Wolfram von Eschinbach hatte Hr. Mitterwurzer richtig aufgefaßt und gab ihn treu wieder; in Betreff der Reinheit der Intonation erging es ihm leider wie den Uebrigen. — Die Darstellung der Venus durch Mad. Schröder-Devrient erinnerte sehr an die Armide der Künstlerin, auch in der immerhin angemessenen dämonischen Färbung des Charakters; doch können wir weder ihre Erscheinung noch ihr Costüm vortheilhaft für die Partie finden, und die Verlockung sang sie zu kalt, ja mit sichtbarer Anstrengung. — Die kleineren Partien des Landgrafen Hermann (Hr. Detmer), dessen Costüm im 1. Act uns nicht passend erschien, des Walther von der Vogelweide (Hr. Schloß), der sich mühte, den Helden der modernen Oper zu spielen, und des Witerolf (Hr. Wächter), dem einmal wieder der erforderliche Adel ganz abging, dürfen wir übergehen. Der Pölgchor zu Anfang des 3. Actes war fürchterlich unrein, was um so mehr auffiel, als außerdem die Präcision der Chöre, wie die der Musik auf der Bühne, aufrichtiges Lob verdient. — Bei dem schon erwähnten Hervorruf des Componisten führte derselbe die Darsteller mit vor. Das tonangebende Publikum schien eigensinnig nur den Ersteren berücksichtigen zu wollen, ohne zu bedenken, daß doch gerade durch die Leistung der Ausführenden erst jener Beifall im tiefsten

Grunde motiviert sein konnte. — Waren denn die über alle Gebühr langen Zwischenacte — der erste währte 25 Minuten, der zweite mit der einleitenden Musik gar eine halbe Stunde! — wirklich nöthig, um die Geduld des Publikums zu ermüden?

W. J. S. C.

Repertoire.

October 16. Czarr und Zimmermann. Oper. — 17. Doctor Wespe. — 18. Der dreizehnte November. — 19. Zuersten Male: Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg. Große romantische Oper in 3 Acten von Richard Wagner. (S. oben.) — 20. Richard's Wanderleben. — Tanz. —

Feuilleton.

Eisenbahnen in Frankreich. Die Zahl der fahrbaren Bahnen in Frankreich ist gegenwärtig bis auf 14 gestiegen, die eine Summe von 243 Mill. Fr. gekostet haben. 12 derselben sind im Bau begriffen, mit 523 Mill., 10 die zugeschlagen werden sollen, mit 480 Mill., 15 die zur Berichterstattung der Kammer vorliegen, mit 300 Mill., und 17 projectirte, die 350 Mill. kosten. Sämmtliche Bahnen würden demnach eine Summe von 1896 Mill. kosten.

In Paris hat sich neuerdings eine Actiengesellschaft gebildet, die einen Riesen-Wintergarten für diese Stadt herstellen will. Dieser Garten, der binnen kurzer Zeit eröffnet werden soll, wird mit 2 Mill. Pflanzen aller Gattungen ausgestattet. Der Aufwand von Geldsummen, die bei Ankauf der Pflanzen verwendet werden, ist fast unglaublich. So kosten 4 Camelien nicht weniger als 10,000 Fr., und die Roccarias (immergrüne Sträucher) das Stück 800 Fr. Man sorgt für alle nur mögliche Bequemlichkeiten mit verschwenderischem Luxus, um diesen Ort zu einem der angenehmsten zu machen. Das Tabakrauchen in diesen Räumen wird aber auf das Strengste untersagt.

Saphir sagt: Im Weine liegt Wahrheit; darum haben auch die Ritter des Mittelalters den Wein ganz allein getrunken, damit durchaus keine Wahrheit unter das Volk komme!

Im Garten des großherzogl. Lustschlosses Belvedere bei Weimar ist eine Aloe, welche seit Mitte September über 2000 Blüthen trägt. Der aus diesen Blüthen hervordringende Saft wird in darunterstehenden Gefäßen gesammelt, weil derselbe sehr heilsam ist und bei verschiedenen Arzneien in Anwendung gebracht wird. Fast ein Jahrhundert vergeht, ehe diese Pflanze Blü-

then treibt, und diese öffnen sich alsdann mit einem knallähnlichen Geräusch. Der großherzogl. Garten ist von früh bis Abends wegen dieser Merkwürdigkeit mit Besuchern von nah und fern angefüllt.

Die Mode unserer Zeit, verstorbenen berühmten Männern Monumente zu errichten, geht sogar in das Kindische über. So hat man in Köln sich vereinigt, dem kürzlich verstorbenen Nikolaus Becker, dem sonst unbedeutenden, bloß wegen seines zeitgemäßen „Rheinliedes“ bekannt gewordenen Manne, auf dem Drachensfels am Rhein eine eiserne Ehrensäule zu setzen mit dem Inhalt des vorerwähnten Liedes darauf.

In Vera-Cruz ist man seit dem letzten Erdbeben gewichtigter geworden. Um ein solches Unglück zu verhüten, haben die dortigen Einwohner eine Subscription eröffnet, die nichts weniger beabsichtigt, als daß die eingehenden Geldsummen den Priestern übergeben werden sollen, damit diese durch eine Menge Messen und Litaneien ein solches Unglück bei guter Zeit verhüten.

Die größte Kirche im Kaiserthum Oestreich ist der Dom zu Fünfkirchen. Sie hat nicht weniger als 18 Altäre, 4 Chöre, 3 Orgeln und 3 Kanzeln. Am Petri- und Paulitage wird von diesen drei Kanzeln zu gleicher Zeit gepredigt, ohne daß ein Kanzelredner den andern stört.

Die Tscherkessen sind die mutigsten und glänzendsten Reiter von der Welt. Entzückend ist der Anblick einer solchen Reiterschaaer mit ihren hellpolirten Schuppenpanzern, die gleich dem geschmeidigsten Stoffe ihre schlanken Körper bedecken und oft mehrere hundert Thaler kosten. Ihre Waffen sind vom feinsten Stahle

und vortrefflich gearbeitet. Echter ritterlicher Geist befeelt diese wilden Söhne der Natur; tapfer bis zur Tollkühnheit, vertheidigen sie ihre Freiheit bis zum letzten Blutstropfen, und tödten sich eher selbst, als sich ihren Siegern zu ergeben.

Der St. Matthäustag war für Kaiser Carl V. von hoher Bedeutung; nicht allein wurde er an diesem Tage zu Gent geboren, sondern auch an demselben zu Frankfurt a. M. zum Kaiser von Deutschland gewählt, blieb an diesem Tage in mehreren Schlachten Sieger, z. B. in der Schlacht von Pavia, und dieser Tag wurde auch sein Todestag.

Die Jesuiten. Vor hundert Jahren hatten die Jesuiten 89 Professhäuser, 669 Collegien, 61 Noviziate, 176 Seminarier, 335 Aufenthaltsorte (Residenzen), 273 Missionen. Das Personal dieser weitverzweigten Gesellschaft zählte nicht weniger als 22,589 Mitglieder, wozu 11,239 ordinirte Priester gehörten. Die Jesuiten waren damals übermächtig, ihre Verbindungen hatten nicht allein ein Netz über ganz Europa gesponnen, sondern auch andere Erdtheile, wie Amerika und Asien, waren theilweise in dasselbe verwickelt worden. Ihr ganzes Streben ist und war Alleinherrschaft nicht allein in geistiger, sondern auch in weltlicher Beziehung. Selbst die Aufhebung dieses Ordens im Jahre 1773 konnte diese vielköpfige Hyder nicht vernichten, und als er im Jahre 1814 wieder hergestellt wurde, ging sein einziges Streben mit verdoppelten Kräften dahin, die verlorne Macht wieder zu erringen und wo möglich noch weiter auszudehnen. Alle Stürme der Zeit konnten diese Gesellschaft nicht entmuthigen, sie wußte mit der raffiniertesten Schlaubeit die größten Vortheile daraus zu ziehen. Obgleich ihre Macht nicht mehr so bedeutend ist, als im vorigen Jahrhundert, so wächst dieselbe doch von Jahr zu Jahr. Dieser Orden zählt gegenwärtig 14 Provinzen, als: Rom, Sicilien, Neapel, Turin, Spanien, Paris, Lyon, Belgien, England, Oestreich, Deutschland, Irland, Maryland, Missoury. Nach Angaben vom 1. Januar 1845 zählte diese Gesellschaft 4527 Mitglieder, deren Zahl noch immer im Steigen ist. Rom zählte allein 702, Spanien 113, Paris mit Inbegriff des nördlichen Frankreich 420, das südliche Frankreich 446, Belgien 472, Deutschland, die Schweiz mitgerechnet, 273 Jesuiten.

Erfindung. Der jetzt in Berlin sich aufhaltende D. Wih. Büniger hat nach vielfach angestellten Versuchen einen Wagen mit 6 Rädern erfunden, der durch eine Maschine innerhalb der 4 großen Räder in Bewe-

gung gesetzt und durch die 2 kleineren Räder gelenkt werden kann. Ein leichter Druck reicht hin, denselben in Gang zu bringen oder anzuhalten. Nicht allein in der Ebene ist er zu gebrauchen, sondern sogar mäßige Höhen kann er mit Leichtigkeit hinaufsteigen. Mit einer Last von wenigstens 18 Centnern legt dieser Wagen auf ebenem Boden die Meile in 24 Minuten zurück. Der Erfinder fordert für sein Geheimniß nicht weniger als 100,000 Thlr., und will sich mit seinem Wagen nach England begeben, um dort vielleicht glänzende Geschäfte zu machen.

Zu der beabsichtigten Militär-Colonie in Algerien haben sich 4010 Individuen freiwillig gemeldet, als: 1 Stabsoffizier, 17 Capitäne, 7 Leutnants und 3985 Unteroffiziere und Gemeine. Die Gelder, worüber diese Colonisten aus eignen Mitteln verfügen können, betragen die Summe von 1,673,815 Francs.

Deutschland zählt jetzt nicht weniger als 700 Mäßigkeitsvereine, und dennoch scheint dem Laster des Branntweintrinkens noch wenig gesteuert zu sein. Eine Schrift von dem Kreiswundarzt La Roche in Posen ist kürzlich unter dem Titel erschienen: „Die Branntweinschrecknisse des neunzehnten Jahrhunderts, in 125 Abhandlungen, nebst 2 Beilagen.“

Ein Schweizer Volksblatt fällt über ein vor Kurzem in Basel herausgegebenes Gebetbuch folgendes Urtheil: „Das Basler Bettagsbüchli ist wider Erwarten ganz moderat ausgefallen; Hauptinhalt ist das gewöhnliche Bettagefutter, Gnadenthron Gottes, Sünde und Missethat, Vorrecht, Versöhnung mit Gott, Schande und Schmach, Güte und Ernst, Reinigung durch Christi Blut, Unglaube und Aberglaube. Als Zuthat einige Anspielungen auf die Zeitereignisse, die aber jede Parthei beten kann, weil die Worte so gestellt sind, daß jede sie für sich und gegen die andere gerichtet auslegen kann. Das sind die alten pfiffigen Basler, wird der liebe Herr Gott denken, wenn er diese Gebete hört; sie merken, daß ich zu den Liberalen halte und den Jopf verachte, wollen aber ihn dennoch nicht aufgeben, darum reden sie doppelzünftig und tragen auf beiden Achseln. Es steht aber geschrieben: Niemand kann zwei Herren dienen, item, wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ist der Herr Gott, so folget ihm nach, ist er aber Baal, so wandelt ihm nicht nach!“ — So spricht sich ein ehemaliger Geistlicher über das Basler Gebetbuch aus.

In diesen Tagen findet eine sächsische Anwaltsversammlung statt. 25.

EINLADUNG

zu

Abonnements - Concerten in Dresden.

Bei dem unverkennbaren Reichthume Dresdens an musikalischen Mitteln jeder Art hat man das Fehlen eines für und durch sich bestehenden Instituts, dessen Hauptaufgabe die Vorführung eigentlicher, höherer Concert-Musik wäre, schon vielfach beklagt, und die grosse Vorliebe Dresdens für Musik überhaupt lässt auch für Concerte dieser Art, wie sie in allen bedeutenden Städten Deutschlands bereits bestehen, ein reges Interesse des Publikums mit Zuversicht erwarten. Die Unterzeichneten glauben daher in dieser Voraussetzung die Initiative ergreifen und zur Theilnahme an demgemässen

Abonnements - Concerten

auffordern zu dürfen.

Sechs derselben werden den Cyklus der Wintersaison bilden, und aus dem Gebiete der höheren Instrumentalmusik Symphonien, Ouverturen und andere grössere Ensemblestücke classischer Meister, wie auch bedeutendere Compositionen der neueren und neuesten Zeit umfassen. Demnächst sollen diese Concerte allerdings auch das virtuose Element vertreten und die Vocalmusik keineswegs ausschliessen.

Die Unterzeichneten wollen der Einrichtung und Verwaltung des Ganzen, die Mitunterzeichneten, Musikdirector **Ferdinand Hiller** und Dr. **Robert Schumann**, der speciellen Leitung des musikalischen Theiles sich unterziehen.

Vertrauensvoll und in der Ueberzeugung, die Kunstinteressen unserer Stadt durch dieses Unternehmen zu fördern, übergeben wir dasselbe der Oeffentlichkeit. Nähere Bestimmungen für die Concerte dieses Winters und das zu eröffnende Abonnement enthält das nachstehende Programm.

Dresden, am 16. October 1845.

Graf **W. v. Baudissin**.
Dr. **Jul. Becker**.
Generalmajor **v. Einsiedel**.
Stadtrath Dr. **Hertel**.
Musikdirector **Ferdinand Hiller**.
Consul **C. Kaskel**.
Kammerherr **v. Koerneritz-Noethnitz**.

Fürst **Kasim. Lubomirsky**.
Hofrath **Lucius**.
Hofmusikalienhändler **C. F. Meser**.
Hof- und Justizrath Dr. **Müller**.
Adv. **Robert Schmieder**.
Dr. **Robert Schumann**.
Friedr. **Wieck**.

Abonnements - Programm.

Der Concert-Cyklus der diesjährigen Wintersaison ist in zwei Abonnements, jedes zu drei Concerten, eingetheilt.

Die Concerte des ersten Abonnements finden statt im Saale des Hôtel de Saxe:

Dienstag den 11. November dieses Jahres,

- - - **25.** - - -

- - - **9. December** - - -

Der Abonnementspreis für diese drei Concerte beträgt:

für einen numerirten Sitz im Cercle 3 Thlr.

- - - in den darauf folgenden Reihen 2 Thlr. und

- - - Platz zum Stehen 1 Thlr. 15 Ngr.

Billets zu einzelnen Concerten kosten:

für einen Platz im Cercle 1 Thlr. 10 Ngr.

- - - in den darauf folgenden Reihen 1 Thlr. und

- - - zum Stehen 20 Ngr.

Die Abonnementslisten liegen in der Königl. Hof-Musikalienhandlung von **C. F. Meser**, Schlossgasse Nr. 9, von heute an bis zum 26. d. M. zur Unterzeichnung aus.

Dresden, am 18. October 1845.

Druck von Carl Hamming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.